

# UNGARN

JAHRGANG 1943

MÄRZHEFT

*JOSEF DEÉR:*

**DAS EUROPABEWUSSTSEIN DER UNGARN**

*SÁRA STOLPA:*

**CÄCILIE von TORMAY, DIE GRÜNDERIN  
DES NATIONALEN VERBANDES UNGARISCHER FRAUEN**

*THEODOR THIENEMANN:*

**EWIGE BRIEFE  
ALS DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN**

*RUDOLF von KOVALÓCZY:*

**DIE GESCHICHTLICHE SENDUNG  
DER UNGARISCHEN HANDWERKERSCHAFT**

*ERVIN TÓTH:*

**DIE UNGARISCHE GRAPHIK  
UND IHRE DEUTSCHEN BEZIEHUNGEN**

\*

**GEDICHT VON L. ÁPRILY**

**ROMAN VON L. CS. SZABÓ**

\*

**BÜCHERSCHAU**

**VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG**

# UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH  
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleiter : Dr. *STEFAN GÁL*

Schriftleitung und Verwaltung :  
Budapest, V., Arany János-utca 1.  
Fernruf : 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden : Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Verlag :

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung :

F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Preis des Jahrganges : P 16

Einzelheft : P 1·50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025  
Mitglieder der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift  
gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages

---

## UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

*ANDREAS von TASNÁDI NAGY*, kön. ung. Justizminister a. D.,  
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

*KOLOMAN von SZILY*, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,  
*STEFAN von FÁY*, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,  
*BARON BERTHOLD FEILITZSCH*, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,  
*ALOIS KOVAOS*, Staatssekretär a. D.,  
*JOSEF STOLPA*, Staatssekretär,  
*GYULA von DARÁNYI*, Universitätsprofessor

GENERALSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*

RECHTSANWALT :

*LUDWIG von HUSZOVSKY*, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

*KARL SZANDER*, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

SEKRETÄRE i. A. :

*PETER KEMÉNY* und Dr. *WILHELM OLTÍ*

# DAS EUROPABEWUSSTSEIN DER UNGARN

VON JOSEF DEÉR

Europa, als charakteristischer Großraum unserer Erde, ist wohl mit den Mitteln der geographischen Begriffsbildung genau zu umschreiben. Er ist jedoch der einzige von den fünf Kontinenten, der nicht bloß in geographischer Hinsicht eine individuelle Einheit darstellt. Wenn auch zum Begriff dieses abwechslungsreich gegliederten Erdteiles die der physischen Gliederung gleichkommende Mannigfaltigkeit von Völkern und Staaten, sowie von Sprachen und Kulturversonderungen untrennbar zugehört, bedeutet Europa den anderen Erdteilen gegenüber doch in erster Linie eine Einheit, u. zw. die der Lebenshaltung, eine Gemeinschaft des die Kultur durchdringenden Wertsystems. Diese Einheit und Gemeinschaft nährt sich vom ununterbrochenen Fortleben der antiken Kulturüberlieferung, von der erzieherischen Wirkung des Christentums und von den abwechslungsreichen völkischen Einsätzen der Nationen der Völkerwanderungszeit, und verleiht all dem einen einmaligen Charakter, was europäisch ist. Daher decken sich die politisch-geographischen und historischen Grenzen nicht genau. In geschichtlichem Sinne kann man über Europa nur dort sprechen, wo diese Haltung und dieses Wertsystem das Leben der einzelnen Völker folgerichtig, organisch und ohne Einwirkung fremder Kulturen durchdringen, wo die aufeinanderfolgenden Entwicklungsstufen der politischen Organisation, des religiösen Lebens, der sozialen Gestaltung und des künstlerischen Ausdrucks zugleich und vollständig aufzufinden sind.

Weltanschauung und Kultur des Europäers wurzeln ohne Zweifel in der antiken Welt. Indessen ist Europa als Völker und Staaten umfassende räumliche und historische Einheit nicht die Schöpfung der mediterran bestimmten griechisch-römischen Welt, sondern der Völkerwanderungszeit. Seine Umrisse, in denen wir einigermassen schon unseren heutigen Erdteil erkennen können, nehmen zwischen dem 7. und 10. nachchristlichen Jahrhundert eine bestimmtere Gestalt an. In diese Zeit fällt die räumliche und kulturelle, staatliche und kirchliche Trennung von nichteuropäischen, oder nicht restlos europäischen Bereichen, die in hellenistischen, iranischen und arabischen Kulturüberlieferungen wurzeln, die Trennung vom Islam und von Byzanz. Zu dieser Zeit bilden sich auf dem Boden des eigentlichen Europa die großen völkischen und politischen Blöcke heraus, die in den folgenden Jahrhunderten eine führende Stellung einnehmen werden: das ethnische und kulturelle Gepräge Italiens, Galliens und Hispaniens romanisch-germanischer Zusammensetzung; zu dieser Zeit geht die Verschmelzung der zwischen Rhein, den Alpen und der Ostsee lebenden germanischen Stämme zum deutschen Volk vor sich; gleichzeitig erhält Skandinaviens Normannenwelt ihre kennzeichnende Färbung und auch die Teilung der bisher ungegliederten Maße des Slawen-

tums zwischen den beiden Polen, Rom und Byzanz, vollzieht sich. In dieselbe Zeit fällt auch der erste großzügige Versuch, diese mannigfaltige Welt in einer einzigen Staatsorganisation und im Zeichen eines gemeinsamen Kulturideals zusammenzufassen. Das *imperium Christianum* des Jahres 800, an der Spitze mit dem Kaiser und dem Papst, ist noch ein ungegliedertes, gleichsam verkleinertes Ebenbild des späteren mannigfaltig gestalteten Europa. Italien, Gallien und Germanien bedeuten seit der Zeit Karls d. Gr. in ihrer Gesamtheit »Europa«, das »Abendland« und mit ihren Randgebieten zusammen den *orbis Romanus*, im Gegensatz zu Asien, dem Osten, den Schismatikern und Heiden. In den von Karl angeregten Ideen der *libri Carolini* ist bereits der kennzeichnendste Zug der europäischen Kultur lebendig, eine dynamisch-kämpferische Haltung den wesensfremden Kulturen und ihren Einwirkungen gegenüber. Ebenso bekundet sich in der Konzeption des Frankenkönigs auch die große Überlieferung der Antike: eine selbstlose Bereitwilligkeit zur Weitergabe der Kulturgüter. Karl erblickte daher die Aufgabe des ihm unterstehenden christlich-europäischen Gemeinwesens nicht allein in der Entwicklung der romanisch-germanischen Kultur- und Lebensform und ihrer Bewahrung für sich selbst, sondern darüber hinausgehend, in der aktiven Verteidigung — falls nötig, mit Waffen — und darnach in der friedlichen Verbreitung ihres Glaubens, ihrer Gesittung und ihrer geistigen Güter. So stellt er in seinem berühmten Brief vom Jahre 796 eigentlich ganz Europa ein Programm auf: »die heilige Kirche Christi überall vor dem Ansturm der Heiden und vor der Verwüstung der Ungläubigen draußen mit den Waffen zu verteidigen, drinnen aber durch die Anerkennung des katholischen Glaubens zu befestigen.« Die auf ein gemeinsames Kulturideal sich gründende Solidarität und die entschiedene Ablehnung des orientalischen Geistes, die den Europäer auch heute noch kennzeichnen, kommen mit voller Bewußtheit zuerst im Werke Karls des Großen zum Ausdruck.

Die Kräfte dieser heidnischen und ungläubigen Welt umringten zu Ende des 8. Jahrhunderts in einer breiten und abwechslungsreich gegliederten Front die Völker, die der europäischen Gemeinschaft angehörten. Karl mußte somit im Sinne seines Programms tatsächlich »überall« auftreten, wo die Sache des Christentums gefährdet war. Das eigentliche Gebiet seiner Ordnungs- und Missionspolitik war jedoch die Ost- und Südgrenze seines Reiches. Während er sich im Südwesten mit der Zurückdrängung der Araber und der Befestigung der Grenze an den Pyrenäen begnügte, trat er im Osten und Südosten offensiv auf, und brach in einer Reihe von Feldzügen mit schonungsloser Energie die kurz vorher noch befürchtete Macht des Awarenkagans, die der Vereinigung der deutschen Stämme in einem Reich im Wege stand. Auf den Trümmern der Awarermacht baute er dann das System der auf den eroberten Gebieten errichteten Markgrafschaften, der unter fränkischer Oberhoheit stehenden slawischen Vasallenfürstentümer und der Reservationen der Awaren aus. Für die Völker Europas bedeutete diese slawisch-awarische Welt gerade auf Grund dieser großen Hinweise Karls den Orient, und noch mehrere Jahrhunderte hindurch bahnten sich Glaubenswelt und Lebensform des Abendlandes in erster Reihe in diesem breiten Streifen einen Weg

nach dem Osten. In Deutschland erwacht in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts der kämpferische Missionsgeist der Karolingerzeit wieder. Otto der Große unterjocht nach der Zurückdrängung der Ungarn endgültig den unmittelbaren slawischen Osten, stellt das System der Marken und der Vasallenfürstentümer wieder her, und errichtet das Netz der von deutschen kirchlichen Zentren abhängigen Bistümer. Diese bis Otto III. unverändert weitergeführte Politik brachte die Eindeutschung eines Teils der Slawen — Wenden und Karantaner —, und die Bekehrung der Polen, Böhmen, Mähren und Kroaten, sowie ihre Einfügung in die europäische Gemeinschaft mit sich. Zu Ende des 10. Jahrhunderts reichen die Grenzen des romanisch-germanischen Abendlandes — gerade infolge der fränkischen und deutschen Bestrebungen — bis zur russischen Sphäre, die sich Byzanz anschloß und schließlich im neuzeitlichen Moskowitismus aufging; dadurch wird Deutschland, als der unmittelbare Verteidiger des abendländischen Geistes und der europäischen Interessen, für lange Jahrhunderte aus den folgenden Abschnitten der Weltanschauungs- und Glaubensstreitigkeiten zwischen Europa und dem Orient ausgeschaltet. Die Gegensätze mit dem slawischen Osten verlieren seit dem angehenden 11. Jahrhundert, von Heinrich II. an ihren Missionscharakter und werden auf machtpolitisches Gebiet verschoben. Als Heinrich II. unter dem Druck der Machtverhältnisse gezwungen war mit den heidnischen Liutizen Frieden zu schließen und sich gegen den christlichen Fürsten der Polen zu wenden, ruft der Vertreter des alten Missionsgedankens Bruno von Querfurt, »Wehe über die elende Zeit, in der es keinen König gibt, der nach der Bekehrung der Heiden strebt. Ihm schien der Krieg mit Boleslaw und der Friede mit den Liutizen ein schwerer Widerspruch gegen das Beste der Kirche« (A. Hauck). Die friedlichen Beziehungen des deutschen Hochmittelalters zu dem Osten, so vor allem die große Kolonisationsbewegung, sind weder kirchlich-religiöser, noch machtpolitischer Natur. Während dieser Epoche bricht das mittelalterliche Kaisertum im Kampfe gegen Reformpapsttum und Partikularismus zusammen und so verschwindet auch jene reale Macht endgültig, die neben dem Missionsgeist die größte Stütze der alten universalbestimmten gesamteuropäischen Ordnungspolitik der Karolinger und Ottonen war. Jene *auctoritas*, die auch die Kaiser der späteren Zeiten mehr theoretisch als praktisch den anderen Königen gegenüber für sich beanspruchten, ist kaum als Ausdruck eines Weltherrschaftsgedankens im antiken Sinne, oder aber als geschichtliches Vorbild eines beliebigen modernen Ordnungsprinzips aufzufassen.

Unter anderen Verhältnissen spielte sich ein ähnlicher Vorgang auch an der Südostgrenze des Reiches ab. Das ungarische Volk, das am Ende des 9. Jahrhunderts im Karpatenbecken die völkischen und staatlichen Grundlagen seines mehr als tausendjährigen Daseins geschaffen hat, ist während der ersten Jahrzehnte seines Aufenthaltes in diesem Raume käum zu den Aufbaukräften des damaligen Europa zu rechnen. Es ist aber in gleicher Weise verfehlt, wenn man die Ungarn als »größenteils mongolisches Volk« zu betrachten und sie als die »neue Macht und Vernichtungskraft aus dem Osten« hinzustellen sucht. Es ist eine einwandfreie und endgültige Feststellung der Wissenschaft, daß die überwiegende Mehrheit der landnehmenden Ungarn teils von turanoider, teils von ostbalti-

scher, also größtenteils eben europäischer Rasse war, und daß die prägnante mongolische Konstitution unter ihnen seltener als die rein nordische vorkam. Die soziale, wirtschaftliche und politische Organisation, sowie ihre aus der alten Heimat mitgebrachte Volkskultur bildeten sich am Pontus unter iranischem und hellenistischem Einfluß aus, wie Jahrhunderte früher die der Goten, die aber kaum als »Asiaten« anzusehen sind. Das Auftreten der Ungarn — wenn man es unter dem allein berechtigten Gesichtspunkte ihrer tausendjährigen ungebrochenen europäischen Haltung betrachtet — bedarf ebensowenig einer gekünstelten Rechtfertigung vor der romanisch-germanischen Welt, wie die Stellung des Germanentums der Völkerwanderungszeit vor dem romanischen Europa. Die europäischen Voraussetzungen in Rasse, Sprache und Kultur der Ungarn und nicht der Druck einer Übermacht von außen her erklären auch jene Umwandlung, die im Leben dieses Volkes von der Mitte des 10. Jahrhunderts an allmählich eintrat. Das Ungartum bricht die Verbindungen mit der alten heidnischen Welt seit Géza und Stefan dem Heiligen endgültig ab und fügt sich in den darauf folgenden Jahrhunderten bei Wahrung seiner völkischen politischen und kulturellen Eigenständigkeit in die mittelalterliche Ordnung Europas ein. Während Böhmen ein organischer Bestandteil des Reiches ist, und Polen mehr oder minder von ihm abhängt, kann in Bezug auf Ungarn ein bedeutender deutscher Historiker unserer Tage feststellen, daß »Deutschland hier einem besonders zeitig konsolidierten Staatswesen mit einer eigenen Kirche gegenüberstand, das über einen geographisch gut zusammenhängenden Raum verfügte« (H. Aubin). Infolge dieser Wendung wurde das Karpatenbecken für die künftigen Jahrhunderte »die große Bastion Europas gegen Osten, vorgeschoben zwischen der offenen polnischen Platte und dem Balkan, mit seinem ostsiebenbürgischen Sporn den Durchgang von Osteuropa nach dem Balkan überwachend und beherrschend. Ein natürliches Werk der Verteidigung des Abendlandes, des eigentlichen Europa gegen die wesensfremden Randlandschaften, Vorwerk der Verteidigung des Christentums und europäischer Kultur, bewohnt von einem mutigen Reiter- und Kämpfervolk« (P. Teleki). Seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts, seit der Entstehung des ungarischen Königtums, wird das Deutsche Reich auch im Südosten der Lasten einer aktiven Missionspolitik und Glaubensverteidigung enthoben, wendet sich, teils infolge dieses Umstandes, dem Westen und Süden zu und nimmt im Leben Europas die kennzeichnende Stellung des »Landes der Mitte« ein. Infolge dieser Wandlung schließt sich ein großes Kapitel des uralten europäischen Ringens mit dem Orient ab — wenigstens für den Westen. Der Orient bedeutete seit dem ausgehenden 11. Jahrhundert, im Gegensatz zur karolingisch-ottonischen Überlieferung, nicht mehr die auf den südrussischen Steppen umhertummelnden Reitervölker, sondern die arabisch-seldschukische Welt, die das Heilige Land eroberte. Seit den Tagen Bernhards von Clairvaux wird das orientalische Problem einseitig zur Frage des Heiligen Landes; Europa fühlt sich dem Islam gegenüber als Abendland und mit diesem wird der Kampf in einer Reihe von Kreuzzügen aufgenommen. Als gegen Mitte des 13. Jahrhunderts vor der Linie der Ostkarpaten eine neue europafeindliche Macht, die Tataren erscheinen, die an Kraft und Organisation

alles Bisherige übertreffen, blicken Papst, Kaiser und Franzosenkönig noch immer nach dem Heiligen Land. Die Scharen des Khans Batu trugen mit ihrer riesigen Maße und ihrer den europäischen Völkern ungewohnten Reitertaktik den Sieg über den Ungarnkönig und die deutschen Ritter des schlesischen Herzogs davon, als Kaiser Friedrich II. noch immer von »elenden, lumpigen Tataren« sprach und der heilige König der Franzosen, Ludwig IX. sie mit einem geistreichen Wortspiel in den Tartarus zurückwies. Unter solchen Umständen erhielten die gefährdeten Völker keine andere Hilfe »als Worte«, *nisi verba*, wie sich darüber der Ungarnkönig in seinem Brief an den Papst beklagt. Der einseitigen Umwertung des orientalischen Problems zu dem des Heiligen Landes folgte in den nächsten Jahrhunderten eine Gleichgültigkeit, die der Auflösung der christlichen *unitas* entsprossen war, ein Egoismus der werdenden Nationalstaaten, der über das archaisch gefärbte, heldenhafte Europaideal der Zeit Karls d. Gr. und Ottos d. Gr. den Schleier der endgültigen Vergessenheit warf.

Aus dem Beispiel der Tataren ist ersichtlich, daß diese Form der orientalischen Gefahr für die Völker Europas eigentlich keinen Augenblick aufhörte. Ungarn war seit dem 11. Jahrhundert von drei Seiten her von heidnischen und dem byzantinischen orthodoxen Kulturkreis zuwandten Völkern umzingelt : im Süden standen die teils schismatischen, teils sich zur patarenisch-bogumilischen Härese bekennenden Völker des Byzantinerreichs, im Nordosten die gleichfalls häretischen Russen, im Osten die einander ablösenden heidnischen Steppenvölker. Im Laufe des 11. Jahrhunderts erlitt das Land besonders die Schläge dieser. Ihr ständiges Wogen ließ nicht nach, ja es wurde am Fuß der Ostkarpaten eben infolge der veränderten Stellung des Ungartums noch heftiger. Die Petschenegen, Uzen und Kumanen fielen in kleineren oder größeren Scharen wiederholt auf ungarisches Gebiet ein, ihre Angriffe scheiterten jedoch in allen Fällen am ungarischen Verteidigungssystem. Eine viel schwerere Erschütterung bedeutete der Einfall der Tataren in den Jahren 1241—42, dessen Folgen im Lande erst am Anfang des nächsten Jahrhunderts restlos beseitigt werden konnten. Der hierauf folgenden friedlichen Zeit von anderthalb Jahrhunderten bereitete das Erscheinen der Osmanen-Türken auf dem Balkan ein Ende, das eine alle bisherigen Fälle überragende Erneuerung der alten orientalischen Gefahr für Südosteuropa, das Ungartum und bald darauf auch für die östlichen deutschen Lande bedeutete. Gleichzeitig und parallel mit diesen gegen die Steppenvölker geführten Kämpfen verliefen die zähen Bestrebungen des Ungartums, seine christlich-lateinische Kultur von der Welt der byzantinisch-slawischen Orthodoxie zu trennen. Diese sind besonders für die ungarische Balkanpolitik jener anderthalb Jahrhunderte bezeichnend, die zwischen den Mongolensturm und das Erscheinen der Türken fallen; doch blieben sie auch in späteren Jahrhunderten stets lebendig. Der vier Jahrhunderte dauernde Kampf gegen die Türken war noch nicht zu Ende, als sich vor den aufmerksamen Köpfen des 18. Jahrhunderts das erste Mal die Umrisse des moskowitzischen Panlawismus entfalteten. Das Ungartum führte somit sein geschichtliches Leben während seines ganzen Daseins in der Nachbarschaft der sich in mannigfaltigen Formen wieder erneuernden

europafeindlichen östlichen Mächte; war es in der Tat ein Europäervolk, so mußte sich diese Lage im Bewußtsein der Führenden wie des Volkes jederzeit widerspiegeln.

Die Realität einer inneren Umformung und der besonderen geographischen Lage des Ungartums bewirkten es unter den gegebenen Umständen in gleicher Weise, daß das Europaideal der Karolingerzeit, das von einem glaubensverteidigenden und missionären Inhalt erfüllt war, und seit Stefan dem Heiligen an die Ufer der Donau gelangte, in den Hof der ungarischen Könige einzog und dort lange Jahrhunderte hindurch in seiner archaischen Reinheit ein politisches Gebot blieb, unabhängig von dem Geschick, das diesem Ideal im Laufe der allgemeinen Laizisierung der Entwicklung in den übrigen Gebieten Europas beschieden war.

Stefan der Heilige hatte die Königskrone als wahrer christlicher Herrscher, als Besieger der Heiden verdient. In seinen Gesetzen nennt er sich *defensor Christianitatis*, und bekennt sich in seiner oft zitierten, aber noch öfter mißverstandenen Äußerung, die er über die Schwäche des Landes mit einer Sprache und einer Sitte machte, eigentlich zur Angewiesenheit des Ungartums auf Europa und zur schicksalhaften kulturellen Verbindung mit dem Abendlande. Die »Verteidigung der Kirche« bedeutete in der Auslegung seiner gläubigen Nachfahren nicht mehr die Aufgabe der Bändigung der gegen die neue Ordnung sich sträubenden Ungarn, sondern die berufsmäßig aufgefaßte Standhaltung gegen den äußeren, heidnischen Feind. Die gegen die gefährlichen östlichen Nachbarn, die Petschenegen, Uzen und Kumanen geführten siegreichen Kämpfe Ladislaus' des Heiligen werden vom zeitgenössischen Hofgeschichtsschreiber als Kämpfe des Christentums gegen das Heidentum dargestellt, und bei der Schilderung der Schlachten kommen ihm stets dieselben Wendungen unter die Feder, mit denen das Alte Testament die Kämpfe gegen die Götzenanbeter zeichnet: »der Herr zerbrach die Kumanen vor dem Antlitz der Ungarn«. Selbst der König legte diese Kämpfe in religiösem Sinne aus und spricht in seinem Brief an den Abt von Monte Cassino im Jahre 1091 von sich, als von einem Herrscher, der die Kirche nicht bloß mit einer Reihe von frommen Stiftungen bereicherte, sondern darüber hinaus »mit geringen Kräften große Siege über die Barbarenvölker davontrug«. Der am Hof seines Nachfolgers, Koloman lebende französische Kleriker, Alberich schildert den Ungarn als »den freiwilligen Recken des Glaubens, den von dem Bekenntnis der erkannten Wahrheit selbst der Schatten des Todes nicht abwenden kann«. Das große Werk Stefans des Heiligen, die Organisierung des Königtums und der Empfang der Krone, erscheint in den Augen der Ungarn bereits nach einem Jahrhundert als das Ergebnis der missionären und glaubensverteidigenden Tätigkeit des ersten Königs. Bischof Hartwik berichtet, der Gesandte des Ungarnfürsten hätte die königlichen Abzeichen vom Papst mit der Begründung erbeten, daß sein Herr, der »mit Gottes Hilfe viele Völker besiegte und durch seine Macht viele Ungläubige zum Herrn bekehrte, dieses Amtes und dieser Ehre würdig ist«. Daher ist der Ungarnkönig noch im 13. und 14. Jahrhundert ein »Apostel«, in demselben universalistisch-christlichen Sinne des Wortes, in dem seinerzeit Karl d. Gr., Otto d. Gr. und Otto III. von ihren Zeitgenossen genannt wurden.

Im 13. Jahrhundert wird der Beruf der ungarischen Könige, das Christentum zu verteidigen, noch vielseitiger, als sie im vorangehenden Zeitalter war. Der Zerfall des einst mächtigen Byzantinerreiches ermöglichte nicht nur die Organisation militärisch eingerichteter Neben- und Vasallenländer an der Südgrenze, sondern bot auch der Orthodoxie und der patarenisch-bogumilischen Härese gegenüber zur Verbreitung des abendländisch-lateinischen Christentums eine günstige Gelegenheit; die Organisation und die Methoden dieser Tätigkeit erinnern stark an die missionäre Ostpolitik der deutschen Könige des 10. Jahrhunderts. Wir können dabei an die serbischen-bosnischen, bulgarischen und kumanischen Unternehmungen der Könige des 13. Jahrhunderts erinnern, die im Zeichen einer engen Verbindung des Schwertes mit dem Kreuz standen, und die im 14. Jahrhundert noch von Ludwig d. Gr. von Anjou in völlig gleichem Geiste, mit ganzer Kraft fortgeführt wurden. Das schönste Beispiel dieser glaubensverteidigenden und missionären Tätigkeit ist der Versuch der ungarischen Dominikaner, die im orientalischen Mutterland, in *Magna Hungaria* zurückgebliebenen Ungarn aufzusuchen und zu bekehren, welchem Unternehmen der damalige jüngere König, der spätere Béla IV. seine Anregung und Unterstützung gewährte.

Nach all diesen Voraussetzungen konnte der Ungarnkönig in den Jahren der Mongolengefahr die Lage seines Landes und sein Verhältnis zu Europa in voller Klarheit überblicken. Diese Erkenntnis spiegelt sich in dem tiefeschürfenden, beinahe geschichtsphilosophischen Brief König Bélas IV. wider, den er um 1252, unter dem Eindruck der Nachricht von einem neueren Ansturm der Tataren an Papst Innozenz IV. richtete.

Seit dem großen Angriff der Tataren — schreibt er — liegt das Land in Trümmern, und wie ein Schafstall von den Wölfen, so werden die Ungarn von den russischen, bulgarischen, bosnischen, und vor allem tatarischen Ungläubigen umgeben. Die neue Mongolengefahr, von der er nun die Nachricht vernimmt, bedeutet nicht bloß für Ungarn, sondern zugleich für die ganze Christenheit die äußerste Gefährdung, denn die Pläne der Tataren richten sich »gegen die ganze Christenheit und gegen ganz Europa« (*contra totam Christianitatem, contra totam Europam*). Der Ungarnkönig tat alles, was er vermochte, einestails noch zur Zeit des ersten Mongolensturmes, als er sich mit seinem Volk dem unbekanntem und mächtigen Feind entgegenstellte, anderenteils in den nachfolgenden Jahren. So gab er, »die Majestät seines königlichen Hauses erniedrigend« seine Töchter russischen Fürsten zur Frau, »zum Wohl der Christenheit«, um die Unterstützung der russischen Herzoge gegen die Tataren zu gewinnen und sie dem Bündnis mit den Ungläubigen zu entreißen. Darum nahm er auch die Kumanen in seinem Land auf, und nun ist er zu seinem großen Schmerz gezwungen, das Land mit Hilfe der Heiden gegen diese zu verteidigen. Für diese Opfer erhielt er von den Häuptern der Christenheit, vom Papst, Kaiser und Franzosenkönig nichts weiter als Worte. Er gibt seinem Staunen Ausdruck, daß der Papst seine Einwilligung zum Kreuzzug des Franzosenkönigs gab und daß er sich die Sache des lateinischen Kaisertums von Konstantinopel und der christlichen Länder des Orients so sehr angelegen sein läßt, würde doch ihr Verlust den Bewohnern Europas (*Europae habitatoribus*) nicht so viel schaden, als wenn

Ungarn wieder in die Hand der Tataren fiel. Im Gedankengang dieses Briefes wird der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem auf dem Fortleben der alten europäischen, fränkisch-deutschen Überlieferungen beruhenden ungarischen und dem neuen abendländischen Orient-Begriff klar zum Ausdruck gebracht. Der Bollwerk-Gedanke steht somit um die Mitte des 13. Jahrhunderts bereits vollkommen da, u. zw. in einer unstreitbar ungarischen Fassung.

Die das Christentum verteidigende Haltung Ungarns wird seit dem 14. Jahrhundert vom ganzen Abendland anerkannt. Als Papst Gregor XI. über die ersten europäischen Erfolge der Türken die Nachricht erhält, fordert er Ludwig d. Gr. zu einem Feldzug gegen sie auf, und beruft sich dabei auf den Umstand, daß der Ungarnkönig jederzeit »Verfolger der Ungläubigen und Beschützer des christlichen Glaubens« gewesen sei. Noch ausdrücklicher betonen diese Haltung des Ungarnkönigs und seines Landes die im 15. Jahrhundert einsetzenden großen Türkenkriege, besonders nach dem Auftreten Siegmunds von Luxemburg, der in seiner Würde als Kaiser die Aufmerksamkeit der abendländischen Welt wiederholt auf die allgemein europäische Bedeutung des türkischen Problems lenkte. Papst Johann XXIII. nennt ihn in seiner an die ganze christliche Welt gerichteten Bulle vom Jahre 1410 »den unbesiegbaren Kämpen und Athleten des rechten Glaubens« und spricht von ihm als »Schild und Bastion des Glaubens«. Dieselben Attribute werden von den verschiedensten europäischen Herrschern auf die ungarischen Helden der Türkenkämpfe des 15. Jahrhunderts angewendet, in erster Linie auf Johann und Matthias Hunyadi, während in der deutschen Literatur des 15. Jahrhunderts Ungarn als »eine Schirm und Vormauer der Christenheit« bezeichnet wird. Zu diesen Äußerungen müssen wir mit Nachdruck bemerken, daß sich das Bewußtsein der Verteidigung des Christentums und Europas nicht allein auf den königlichen Hof, oder auf die weltliche und kirchliche Führerschicht beschränkte. Die ungarische Gesellschaft war seit dem 11. Jahrhundert eine christliche Gemeinschaft, deren Glieder aus jahrhundertelanger Überlieferung gegen Kumanen, Tataren und Türken kämpften. Es ist daher völlig unmöglich, daß in den breiteren Schichten des Volkes keine Ahnung von einem höheren Dienst, kein religiös-sittliches Bewußtsein eines Standhaltens gegen die orientalische heidnische Welt Wurzel hätte fassen können. Dieser Umstand wird vom Verlauf des Mongolensturmes bestätigt. Nach der entscheidenden Schlacht von Mohi, in der die Macht des Königs und des Adels fast völlig vernichtet wurde, leistete Transdanubien noch ein halbes Jahr Widerstand, jedes Dorf, jede Stadt, jede Kirche und jedes Haus wehrte sich allein, und die burgartig befestigten Orte des Landes erlebten den Rückzug des Feindes noch in ungarischem Besitz. Die erbitterte Verteidigung erklärt die außerordentliche Grausamkeit der tatarischen Kriegsführung, die planmäßige Ausrottung des Gemeinvolkes, und die unbarmherzige Hinrichtung großer Massen von Gefangenen. Die Tataren hatten einer den Steppevölkern verwandten Kultur gegenüber kein so strenges Auftreten nötig. Im Fall der Kumanen erwies sich die Vernichtung der Führerschicht als genügend; das Gemeinvolk übernahm dann ganz abgestumpft die oft sicheren Tod bedeutende Stellung der tatarischen Vorhut. Ungarn war dagegen

ein christlicher und europäischer Boden, dessen Besitzer die Tatarenherrschaft als unerträglich empfanden, und sich nicht einmal mit den zügellosen, nomadischen Sitten der in das Land als Verbündete aufgenommenen Kumanen recht abfinden konnten. Als besonderes Beispiel für diese allgemeine Haltung können wir eine Urkunde König Bélas IV. anführen, die über zwei Brüder spricht, die von den Tataren nach dem Osten verschleppt wurden, und von dort nach langjähriger Irrfahrt in ihre Heimat zurückkehren konnten.

Diese Haltung nimmt während des 15. Jahrhunderts stets an Kraft zu. Wir wissen von zwei Witwen, von denen die eine ihr ganzes Vermögen den Rittern von Jerusalem zur Abwehr der Türkengefahr schenkte, die andere einen wohlbewaffneten Kämpfer dem Lande zur Verfügung stellte. Diese Leute wußten nichts von den Floskeln der Kanzlei, nichts von humanistischen Phrasen, und konnten die päpstlichen Bullen nie lesen, die die Rolle Ungarns verherrlichten; sie wußten nur, daß sie Christen sind und daß sie dafür ein Opfer zu bringen haben. Diesem unausrottbaren Gefühl gibt auch der ungarische Gesandte des Königs Ferdinand I., Franz Zay Ausdruck, als er um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Konstantinopel geschickt, vom Großwezir auf den Ungarnhaß der Deutschen aufmerksam gemacht und aufgefordert wird, sein Volk für die Türken zu stimmen: »Diese Rede — erwidert Zay — ist falsch, denn obwohl es wahr ist, daß die Varietät der Zunge den Deutschen, Spanier, Italiener, Franzosen, Böhmen, Polen und Ungarn voneinander unterscheidet, werden wir doch von einer und derselben Religion verbunden, denn wir glauben alle an denselben Gott«.

Durch diese feste Überzeugung wird die auffallende Tatsache erklärt, daß die hundertfünfzig Jahre der Türkenherrschaft im Gegensatz zum Balkan nirgends zu einer ungarisch-türkischen Blutmischung führten, und daß der türkische Eroberer auch für die ungarischen Leibeigenen durchweg der verhaßte Heide blieb.

In der ausländischen Geschichtsschreibung und noch mehr in der Publizistik wird diesen Äußerungen gegenüber oft die Ansicht ausgesprochen, daß diese allgemein europäische und christliche Berufung jeder besonderen ungarischen Prägung entbehrt, wie auch der mittelalterliche ungarische Staat nicht die Schöpfung des Ungartums als eines Volkes, sondern die einer ethnisch gemischten, über dem Volk stehenden führenden Schicht sei. Die Verkünder dieser Ansicht lassen die positiven Ergebnisse der neueren Forschung, die die Historiker der verschiedensten Nationen zur Erkenntnis eines ziemlich früh erscheinenden mittelalterlichen Nationalgefühls und eines völkischen Bewußtseins geführt haben, völlig außer Acht. Dieser von dem heutigen zweifellos verschiedene, in erster Linie noch gefühlsmäßig bedingte und in einem Berufungsbewußtsein sich offenbarende Nationalismus ist von dem 13. Jahrhundert an bei sämtlichen Völkern Europas vorhanden. »In den letzten beiden Jahrhunderten der mittleren Zeiten — sagt Heinrich von Srbik — mehren sich namentlich in dem nun bedrohten Deutschtum des Westens und Südens und im kolonialen wie im haneschen Deutschtum die Zeichen eines ‚reflektierenden‘ Deutschbewußtseins, ja eines patriotischen, kräftigen Nationalgefühls, das sich freilich nicht realistisch, staatlich-politisch

auswirkt. Jene verengende Reichsbezeichnung des endenden Mittelalters drückt auch die Festigung deutschen Volksbewußtwerdens aus, die Überzeugung geschichtlicher Einheit des deutschen Volkes und des Besitzes eines deutschen Nationalstaates mit dem Recht der eigenen Persönlichkeit; und der deutsche Humanismus erweckt das Bewußtsein der Verbundenheit mit dem Germanentum, trägt ethische Vorstellungen in den deutschen Nationsbegriff, schafft die Idealgestalt des deutschen Menschen und entdeckt die Einheit des deutschen Volksraumes sowie den Begriff des modernen Volkstums als einer Kulturgemeinschaft.« Die wesentlichen Zeichen einer derartigen Entwicklung sind nicht bloß in den Ländern des Westens, in Frankreich, Italien und den Niederlanden, sondern auch in den Kundgebungen des am Randgebiet des Abendlandes angesiedelten Ungartums nachzuweisen. Von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an erhalten die Wörter *patria* und *natio* eine entschiedene lyrische Färbung. In einer Urkunde König Stefans V. lesen wir, daß sein beschenkter Getreuer nicht nur »aus gebührender Treue zur Krone«, sondern zugleich auch zum Schutz seines Vaterlandes die Waffen gegen den Böhmenkönig ergriff, »indem er den Kampf für das Vaterland für ein ruhmvolles Leben hielt«. Von dieser Zeit an werden derartige Wendungen ganz schablonenhaft: »von der Glut der Treue und der Süße des Geburtslandes zum Kampf für das Vaterland bewegt«, oder »in der Verteidigung des Vaterlandes mannhaft kämpfend, für die Befreiung des Landes streitend«. König Andreas III. schätzt die Verdienste eines seiner Anhänger, der in Deutschland tapfere Taten vollbrachte, umso höher, als er »seinen Boden und sein Vaterland verlassen und beinahe geringschätzend, in ferner Fremde uns und der ganzen ungarischen Nation Ruhm erwarb«. König Ludwig d. Gr. spricht in einer Urkunde von Ungarn als *hungaricae nationis regnum*; Matthias Hunyadi identifiziert bereits in klarer Weise die ungarische Nation mit der ungarischen Sprache. Der um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts lebende Pester Franziskanerprior, Osvát Laskai, stellt unzweideutig fest, daß die ungarische Nation »infolge ihrer Anzahl, ihrer Verdienste und ihrer Würde die im Lande lebenden Völkerschaften übertrifft«; vom Ende des 15. Jahrhunderts an wird die ganze öffentliche Meinung von der Überzeugung erfüllt, daß zu Trägern der Krone Stefans des Heiligen nur blutmäßig und sprachlich der Nation angehörende Fürsten geeignet seien. Als Matthias Hunyadi zum böhmischen König wird, unterscheidet er zwischen seinen beiden Eigenschaften ganz genau. Nur als König von Böhmen ist er Friedrich III. unterstellt, als Träger der Stefanskrone steht er dagegen in der Sache der Herrschaft (*dominium*) mit dem Kaiser auf gleicher Stufe: »ain freyer kunig von Hungarn der dem Römischen Reich nit underworffen ist«. Das Ungartum blieb somit, wenn es auch das archaische Europabewußtsein des frühen Mittelalters bewahrt hatte, in seiner Entwicklung nicht auf dem Niveau des 10. Jahrhunderts stehen. Es nannte sich den Verteidiger des Christentums, erkannte aber auch klar, daß es zu dieser Aufgabe in erster Linie durch seine Herkunft und seine völkischen Eigenschaften befähigt wird.

Im Bewußtsein der ungarischen führenden Schicht und des Volkes erlosch das stolze Andenken an die Abstammung aus einer uralten kriege-

rischen Umgebung nie. Das Haus der Árpáden führte seine Abstammung bis auf den legendären Hunnenkönig Attila zurück und vom 13. Jahrhundert an ist in der ungarländischen lateinischen Literatur die Ableitung des Volkes selbst von den Skythen und Hunnen, sogar die völlige Identifizierung mit ihnen, ganz allgemein geworden. Die gestaltende Einwirkung dieser Annahme auf die öffentliche Meinung steht die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts betreffend bereits klar vor unseren Augen; ihre Wirkung auf den Hof, auf die schriftkundige Priesterschaft ist ebenso nachweisbar, wie auf den gemeinen Adel, ja selbst auf die Leibeigenen. So mußte in der ungarischen Seele des 15. Jahrhunderts notwendigerweise die Verknüpfung des europäischen Berufungsbewußtseins mit dem völkischen historischen Bewußtsein erfolgen. Danach wird die ungarische Nation durch ihre von den Ahnen ererbten kriegerischen Tugenden befähigt, als Schutzmauer und Bastion des ganzen Christentums zu wirken.

Die Herausbildung dieses Bewußtseins müssen wir in die Zeit König Matthias' Corvinus, u. zw. gerade in seinen Hof setzen. Die erste Verknüpfung des Vaterlandes und des Christentums erscheint in den Werken seines Hofdichters, Janus Pannonius', nach dem die Ungarn das Vaterland und den Glauben nie verlassen werden. Eine ähnliche Äußerung macht einige Jahre später Ladislaus Vetési in seiner Rede, die er als Gesandter König Matthias' im päpstlichen Hof über die türkische Frage hielt: nach der Annahme des Christentums erwies sich das hunnisch-ungarische Volk als der getreueste Sohn der Kirche und auch heute erfüllt es denselben Beruf im Kampfe gegen die häretischen böhmischen Hussiten und die heidnischen Türken. Angesichts solcher Äußerungen kann es nicht bezweifelt werden, daß der Italiener Bonfini die Idee der ungarischen Sendung nur schriftlich formuliert, nicht aber geschaffen hat: Gott sandte das unbändige Scythenvolk an die Grenze der christlichen Welt, um im Besitz des rechten Glaubens ein zäher Verteidiger des Christentums zu werden, allen Ungläubigen gegenüber. Einige Jahrzehnte später schreibt der bereits erwähnte Osvát Laskai in seiner für Volksprediger bestimmten Redesammlung folgendes: »dieses starke Volk, dessen Blut und Knochen die Berge und Täler der verschiedenen Länder bedecken, wurde von Gott als Schild gegen den großen Türken bestimmt, damit durch seine Tapferkeit und Tüchtigkeit die heilige Christenheit den ersehnten Frieden genießen könne.«

Das Europabewußtsein des Ungartums überstand, ebenso, wie das der anderen abendländischen Nationen, seit dem Mittelalter eine unleugbare Krise. In meinen Ausführungen habe ich wiederholt auf den grundlegenden Unterschied zwischen dem Orient-Begriff des Ungartums und des Abendlandes hingewiesen, sowie auf die grundverschiedene Bewertung der orientalischen Gefahr. Im Briefe König Bélas IV. über die Mongolengefahr erklingt bereits ganz unverhohlen die Stimme der ungarischen Verlassenheit, um dann während der Türkenkriege immer stärker zu ertönen und anstatt des stolzen Glaubens für einige Zeit der Enttäuschung Platz zu geben. »Wir zählen bereits das sechzigste Jahr des Kampfes gegen die Türken — schreibt Johann Hunyadi an den Papst — seitdem die Waffen nur eines Volkes dem Feind entgegengehalten werden.« Dieselbe Stimme kehrt ganz folgerichtig im diplomatischen Briefwechsel

Matthias Corvinus' wieder, in rührendster Form aber wohl in dem Bittschreiben, das König Ludwig II. im Jahre 1524 an Papst Klemens VII. richtete, um Beistand zu erhalten: »Unterliegen wir dem Feind, so sollen sämtliche Christen, vor allem Italien, Germanien und selbst die heilige Stadt und Kirche von Rom wissen und verstehen, was die Ungarn bereits seit mehr als hundert Jahren zum Schutz des christlichen Namens und der Unversehrtheit der Religion geleistet haben.«

Die europäische Haltung des Ungartums erfährt auch in den Jahrhunderten nach der Niederlage von Mohács keine Änderung und selbst im Laufe der zwangsweisen Berührungen mit den Türken und dem Balkan erfolgt keine nichteuropäische Verfärbung der ererbten Lebensform. Diese Ungarn teilen jedoch nicht mehr die Illusionen des 15. Jahrhunderts, gefallen sich auch im Kampfe für die Christenheit nicht mehr in der Haltung der Verteidiger des Christentums, sondern suchen — den Tatsachen Rechnung tragend — die Möglichkeiten, unter denen die abendländische Form des völkischen und staatlichen Seins dem mächtigen Feind gegenüber und in einer wesentlich veränderten europäischen Sachlage gesichert werden kann.

Es wäre ein naiver und hoffnungsloser Versuch, die Tatsache zu verschweigen, daß sich von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Anfang des 18. eine gewisse Entfremdung zwischen den an der türkischen Front zusammen kämpfenden mitteleuropäischen Völkern und den Ungarn zeigt. Ebenso verfehlt wäre es, als Ursache dieses Umstandes die dynastischen Machenschaften der Habsburger, oder die altherkömmlichen rebellischen Neigungen des Ungartums hinstellen zu wollen. Die wahren Gründe steckten, über die der gemeinsamen Verteidigung entspringenden und bei der damaligen Staatseinrichtung nicht ausreichend lösbaren praktischen Schwierigkeiten hinaus, in der grundlegenden Umgestaltung des europäischen Lebens. Dieses Europa ist nun das der Nationalstaaten und wenn die Stände des Deutschen Reiches und der Habsburgerlande von Jahr zu Jahr zur Zurückdrängung der Türken bedeutende Blut- und Geldopfer spenden, so tun sie dies nicht mehr im Namen eines europäischen Gemeinschaftsbewußtseins, sondern im Interesse ihrer unmittelbaren Ruhe und Sicherheit. Das Deutschtum suchte, wie auch des öfteren im Laufe seiner Geschichte, die europäischen Ziele zu realisieren und konkretisieren. Dies aber bedeutete eine Säkularisierung und Nationalisierung der Reichs- und Europaidee. »Die deutsche Bedeutung Habsburgs und seines Staates« ist nicht zu leugnen und die Habsburger waren es, die »in allem wesentlichen Deutschlands Stellung im europäischen Südosten geschaffen« haben (W. Mommsen). Ungarn als selbständiger Staat, der ausschließlich auf seine eigene Kraft angewiesen kämpfte, erschien in den Augen Europas und Deutschlands, anderthalb Jahrhunderte in der Tat als Beschützer der Christenheit; seit seiner Niederlage vor dem stärkeren Feind aber änderte sich die Beurteilung seiner Stellung grundlegend. Nicht viel später, als für das nach der Südostgrenze blickende Deutschtum die Devise *tua res agitur Germania* ausgesprochen wurde, ist der vom mittelalterlichen Ungarn übriggebliebene Rumpf nach deutscher Anschauung bereits »Schild und Vormauer der deutschen Nation« und nicht mehr das Bollwerk Europas und der Christenheit.

Diese Umwandlung machte sich natürlicherweise in unzähligen praktischen Belangen der Politik, Kriegsführung und der Finanzen geltend und wirkte auf das Ungartum zurück, das sich mit diesem Stellungswechsel nicht abfinden konnte und auch nicht durfte, wenn es Volk und Nation, ja gerade europäisches Volk und europäische Nation mit Anspruch auf eigene Persönlichkeit und Staatlichkeit bleiben wollte. Mögen die zum Zweck der Abwehr unter Führung der Habsburger vereinigten mitteleuropäischen Nationen noch so große Opfer gebracht haben, das in erster Linie last- und leidtragende Ungartum wurde in seinen Hoffnungen auf Wiederherstellung der Einheit des Landes dennoch enttäuscht. Nikolaus Zrínyi hält es für unwahrscheinlich, daß »die deutsche Nation jeden Frieden und jede Seligkeit, die sie zu Hause besitzt, mit der eigenen Gefahr vertauschen« und »dem ungarischen Namen derart verbunden wäre, daß sie gegen eine so große Bestie, wie der Türke ist, die eigene Sekurität aufs Spiel setzen würde«. Der hervorragendste Vertreter dieses Zeitalters ungarischer Selbstbesinnung, Stefan Bocskai, sieht am Ende seiner Laufbahn, daß »die ungarische Nation zwischen den beiden mächtigen Kaisern aufgezehrt wird« und kann keinen anderen Wunsch hegen, als daß »die arme ungarische Nation zwischen den beiden Kaisern erhalten bleibe und nicht noch mehr zugrundegehe«. Diese Erkenntnis hat ihn nach seinem erfolgreichen Aufstand zur Errichtung des siebenbürgischen Fürstentums bewogen, das von beiden Kaisern in gleicher Weise anerkannt wurde, in seinen inneren Angelegenheiten unabhängig und vor dem unmittelbaren Eingreifen der Türken gesichert war. Dieses Gebilde christlich-abendländischer, zugleich aber prominent ungarischer Prägung wurde von Bocskai nach dem Sprachgebrauch vergangener Jahrhunderte öfter »Schild und Bastion« genannt. Während aber Ungarn nach der zeitgenössischen deutschen Anschauung »der Schild der deutschen Nation« war, ist der siebenbürgische Notstaat nach Bocskais Äußerung »stärkster Schild für die Erhaltung unserer Nation« gewesen. Auf diese Weise wurde dieses dem Geiste der mittelalterlichen christlichen Gemeinschaft entsprungene Schildgleichnis in den Jahrhunderten der Neuzeit zum Ausdruck der sich trennenden staatlichen und völkischen Interessen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die von gemeinsamen Interessen bedingte europäische Einheit durch die Entfaltung der Nationalstaaten und noch mehr durch den modernen Nationalismus bei den einzelnen Völkern wiederholt vor eine schwere Probe gestellt wurde.

Trotz der Berechtigung einer europäischen Einheit, müssen wir für voraussehbare Zeit noch mit der ungebrochenen Lebenskraft des Nationalismus rechnen. Auch von deutscher Seite wurde die alte universalistisch bestimmte Reichs- und Europaidee wiederholt mit Nachdruck abgelehnt, der »Universalismus alter Prägung« »eigener Schwäche« gleichgestellt, ja »eine universale Politik und Haltung, die des festen völkischen Grund und Bodens entbehrt« sogar als »gefährvoll« bezeichnet (W. Mommsen). So gehört das anationale Europa des frühen Mittelalters unwiederbringlich der Vergangenheit an, und jede neue universale Vorstellung, die dieser Tatsache keine Rechnung tragen würde, kann höchstens eine fromme Utopie bleiben. Da jedoch die weltanschaulichen Voraussetzungen für einen neuen Universalismus einstweilen nicht vorhanden

sind, kann die europäische Zusammenarbeit nur auf der Grundlage einer wirtschaftlich-politisch bedingten Solidarität, einer sittlich-kulturell fundierten gegenseitigen Achtung aufgebaut werden, die der sprachlichen, völkischen und staatlichen Mannigfaltigkeit unseres Kontinentes Rechnung trägt. Die Überwindung des Nationalismus — als Problem der Zukunft — kann sich in Europa nur gemeinsam und spontan vollziehen.

Dieser Umstand hinderte jedoch schon in der Vergangenheit keineswegs die fruchtbare Zusammenarbeit der Völker dieses Kontinentes, und wird sie auch in der Zukunft nicht hindern. Nationaler Ehrgeiz und nationale Bestrebungen konnten die von der Gleichheit der Lebenshaltung und des Wertsystems getriebene Stimme des Gewissens in den Völkern Europas nie zum Schweigen bringen. Diese Stimme erklang auch nach der Auflösung des mittelalterlichen Weltbildes jedesmal, wenn die europäische Gemeinschaft gefährdet war. Eine solche Gefahr bedeutete nach der Ausschaltung der türkischen Frage in erster Linie der russische Imperialismus, in dessen Beurteilung bereits sehr früh weitgehender Einklang zwischen der ungarischen und deutschen Auffassung festzustellen ist. Es sei mir erlaubt, nur ein einziges einleuchtendes Beispiel herauszugreifen. Im Jahre 1842, also vor hundert Jahren, stellt ein Publizist der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« in seinem Artikel über die Aussichten des künftigen Europa fest, daß der große Zusammenstoß der Völker, früher oder später, unbedingt erfolgen müsse, und sich in den Flußgebieten des Rheins, der Donau und der Weichsel abspielen werde. Wenn aber das Deutschtum seine Einheit finden werde und sich durch das Zollbündnis auch mit Österreich vereinige, werde es den Ausgang des Kampfes nicht zu befürchten haben. Ludwig Kossuth, der prägnante Vertreter der ungarischen Eigenstaatlichkeit, der seine Aufmerksamkeit bereits damals ganz dem österreich-ungarischen staatsrechtlichen Gegensatz zuwandte, befaßte sich in einer ungarischen Zeitung eingehend mit den Ausführungen des deutschen Publizisten. Er stellte fest, daß das Ungartum eine »selbständige Nation« und »die verfassungsgemäße ungarische Nationalität« ein Selbstzweck sei; zugleich aber bestimmte er auch die Stellung seines Volkes im großen Kampf: »sollte einmal der Augenblick kommen, in dem Deutschtum und Slawentum, wie zwei Riesen zusammenstoßen, so kann, glauben wir, kein Zweifel darüber bestehen, auf welche Seite sich das Ungartum stellen wird; es wird aber als Getreuer, als Verbündeter dastehen, der im großen Kampf auch selbst ein Zweck ist.«

Von dem Aufbau des künftigen Europa und den Einzelheiten dieses Vorganges zu sprechen ist nicht Aufgabe des Historikers. Indessen kann er darauf hinweisen — und dies ist wohl auch seine Pflicht — daß das europäische Erbe, dieses höchste aller Menschengüter, nur dann bewahrt werden kann, wenn wir bereit sind, dafür gemeinsam zu kämpfen, Opfer zu bringen und vor allem einander zu verstehen.

# CÄCILIE VON TORMAY, DIE GRÜNDERIN DES NATIONALEN VERBANDES UNGARISCHER FRAUEN

VON SÁRA STOLPA

In jeder Periode der nunmehr auf 1100 Jahre zurückblickenden ungarischen Vergangenheit fiel der Ungarin die Stellung der gleichrangigen helfenden Kampfesgefährtin zu. Ihre rechtliche Lage erhob sie an die Seite des Mannes und ihr Seelenleben, ihre ganze Veranlagung machten sie dieser Wertschätzung würdig. Befand sich das Vaterland in Gefahr, so vermochte sie bewundernswerte Kräfte zu entfalten. Und vielleicht war es dieser vom Glorienscheine umwobene Zusammenschluß, der es unserem Volke ermöglichte, tausend Gefahren trotzend, seinen Fortbestand zu sichern. Als unser Land von den Tatarenhorden heimgesucht wurde, sahen wir heldenhafte Frauen an die Stelle der im Kampf erschöpften Männer treten. Sie ließen neues Leben aus den Trümmern erblühen, ein kraftvolleres, als das vernichtete war.

Später verwüsteten die Türken das Land ; auf dem Schlachtfelde von Mohács verblutete die Blüte des Ungartums. Auch in dieser Zeit machten sich die ungarischen Frauen an ihre Aufgabe heran. Sie bestatteten die Leichen, führten durch ihre sorgsame Pflege die Verwundeten zu neuem Leben zurück. Die Wunden, die dem Lande geschlagen waren, begannen sie zu heilen und in der 150 Jahre währenden Nacht, die über uns herein gebrochen war, leuchtete als Lichtquelle — das ungarische Frauenherz. Den Frauen haben wir es zu verdanken, daß von dem Tieflande bis zum Felsenkranz der Karpaten, im Lebensraum, den unsere Ahnen sich bei der Landnahme erkoren hatten, auch heute noch magyarische Laute erklingen.

Immer wieder sehen wir aus der blutigen Vergangenheit einen Frauen namen hervorragten. Im Zusammenbruch von Mohács hielt Dorothea Kanizsay treue Wacht ; Georg Rákóczi II. genoß die Hilfe seiner Gattin, Susanna von Lórántffy ; Helene Zrinyi bestand den Heldenkampf nicht nur mit der Seele, sondern auch mit der Waffe. Und in den Freiheitskämpfen begegnen wir neben den Helden auf Schritt und Tritt auch ungarischen Heldinnen.

Indessen gibt es außer dem Heldentum noch eine geheimnisvolle Kraft, die den ungarischen Frauen vom Schicksal verliehen wurde. Vielleicht ist der Umstand, daß uns unsere geographische Lage in das Herz Europas verwiesen hat, die Ursache dessen, daß wir in den Brennpunkt aller Kämpfe gerieten. Die ungarische Frau besaß stets Fernblick, ihre Seele erforschte stets die Möglichkeiten, sie witterte stets den Feind. Und während sie der Zukunft vorbaute, warf sie sich immer wieder den gegen uns geschmiedeten Vernichtungsplänen entgegen.

Am vollkommensten verkörpert sich diese Seherkraft in der Gestalt Cäcilie von Tormays. In ihr erreichte diese Kraft eine Vollkommenheit, daß sich ihr Weitblick auch über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus erstreckte. Ihre bewundernswerte Begabung und europäische Bildung gab ihr die Fähigkeit, das Schicksal ganz Europas in den Bereich ihrer Erwägungen ziehen. Als sich im Jahre 1918 das Kriegsglück der Zentralmächte zu wenden begann, hatte sie die Vorempfindung des ganz Europa bedrohenden Mißgeschickes.

Cäcilie von Tormay war damals bereits eine gefeierte Schriftstellerin. Ihre Romane, »Emberek a kövek között« (»Menschen zwischen Steinen«) und »Régi ház« (»Altes Haus«) wurden fast in alle Sprachen übersetzt. Ihrem glühenden ungarischen Herzen stand natürlich das Schicksal ihres Vaterlandes am nächsten. Indessen vermochte sie unsere Zukunft nicht von der der allgemeinen europäischen Schicksalsgemeinschaft und besonders von der des deutschen Schicksals zu trennen. Auch im Roman »Altes Haus« gibt sie dieser Auffassung Ausdruck und in ihrer Erzählung »Sorsfolyó« (»Schicksalsstrom«) hebt sie mit besonderem Nachdruck hervor, daß durch das Schiff, das auf unserem Schicksalsstrom, der Donau, dem ersten Ungarnkönig, Stefan dem Heiligen, Gisela von Bayern als Gattin brachte, die Verflechtung des Schicksals beider Völker besiegelt wurde.

Mit bitterem Schmerz las sie gegen Kriegsende die das Gift des Internationalismus verbreitenden Tageblätter. Viel früher als den Männern, war es ihr bewußt, daß uns eine Gefahr naht, größer als alle bisherigen. Am 31. Oktober 1918, als der furchtbare Zersetzungsprozeß begann, schrieb sie in ihr Tagebuch: »Der Außenminister der Monarchie fleht aus Wien verzweifelt um einen Sonderfrieden. Dieser Gedanke erweckte in mir plötzlich die Vorstellung kleiner, ferner Holzkreuze. Als ob aus den Wolken deutsche Soldatengräber am Fuße der Karpaten, an der Siebenbürger Grenze und längs der Donau zum Vorschein gekommen wären, mit den Inschriften: „a magyar föld védelmében“ — in Verteidigung des ungarischen Bodens — gefallen fürs deutsche Vaterland!«

In ihr empörte sich das Gefühl ungarischer Ehre, denn sie konnte nicht wissen, daß die Zersetzung auch in Deutschland begonnen hatte und daß am 9. November sich auch das Schicksal der verbündeten deutschen Nation erfüllte. Sie fühlte jedoch bereits, daß die Völker geheimnisvolle Hebel bewegen, und rascher als jeder andere erfaßte sie auch, wer seine Hand hier im Spiele hat. Sie sah das Einschleichen der Ideen des internationalen Freimaurertums. Verzweifelt flehte sie um Hilfe, verzweifelt suchte sie nach einer Männerfaust, bereit auf jene loszuschlagen, die sich zu diesem Zerstörungswerk zusammenrotteten.

Die Männer aber schwiegen. Verrat entwarfnete die heldenmütigen ungarischen Arme. Vergebens erwartete Cäcilie von Tormay Hilfe bewaffneter Männer. In ihrer Verzweiflung wandte sie sich an unbewaffnete Frauen.

Am 26. November 1918 unternahm sie den ersten Versuch, mit ihrer eigensten Waffe dem Vaterland zu dienen. Sie richtete einen Aufruf an die Frauen der Welt. Mit Grauen eröffnete sie ihnen den teuflischen Plan der Zertrümmung des tausendjährigen Ungarns. Nicht um Gnade bat sie, nur um Gerechtigkeit.

Sodann erschien in dänischen und schwedischen Blättern ihr kraftvoller Appell »Vom Blutgerüst einer Nation«, der mit den Worten schloß, »Über dem Grabe des toten Ungarn wälzen sich die Fluten. Das lebende, kraftvolle Ungarn aber wird, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft eine Schutzwehr für Europa gegen jede vom Osten kommende Gefahr aufrichten . . .«

Schon damals hatte sie erkannt, welche Gefahr vom Osten heranrückte. Schon damals vernahm sie aus den irreführenden Schlagwörtern der Vaterlandsverräter die auf Zerstörung gerichteten Bestrebungen der Bolschewisten. Nun konnte sie sich nicht mehr in der Stellung des gemeinen Soldaten bescheiden. Sie trat aus ihrem verschlossenen Literatenleben heraus, und nahm die Organisation der ungarischen Frauen in die Hand. Im Dezember 1918, als bereits alles um uns zusammengebrochen war, begann sich in dem vom Feinde umringten, hungernden und frierenden kleinen Ungarn innerhalb der zum Tode verurteilten tausendjährigen Grenzen der erste antikommunistische Zusammenschluß zu bilden. Frauen reichten sich die Hand zu einem Bündnis auf Leben und Tod. Die Parole ging von Cäcilie von Tormay aus, verbreitete sich, prägte sich in die Herzen ein und wurde als Erbe von Generationen auf Generationen überliefert. Sie lautete :

— *Mit Gott für Vaterland und Familie.*

So entstand der Nationalverband Ungarischer Frauen. In einem zertrümmerten Lande, im Körper einer zum Tode verurteilten Nation keimte neues Leben und entfaltete sich unter harten Proben siegreich zu kraftvoller Reife. Cäcilie von Tormay wurde verfolgt. Ungarische Dörfer gewährten ihr Unterschlupf und vermittelten ihre Botschaft an die verbündeten Gesinnungsgenossinnen. Über die damaligen Monate und Ereignisse gibt ihr Tagebuch »Bujdosó könyv« (»Das Buch einer Flüchtigen«) ein erschütternd-getreues Bild. In einzelnen Blättern verbarg sie ihre Aufzeichnungen ; mit wunderbarer Lebensfülle spiegeln die nach der Niederringung des Kommunismus zusammengestellten Bekenntnisse die Leidenszeit wider, in der der aus dem Osten eindringende, tatsächlich aber in der ganzen Welt in Gärung geratene Bolschewismus scheinbar auch in Ungarn zum Sieg gelangte.

Allein selbst in den dunkelsten Tagen lebte die Hoffnung, und als am 16. November 1919 der von ihrer Flucht heimgekehrten Dichterin auf der Treppe des entwürdigten Reichstagsgebäudes zu stehen vergönnt war, jubelte ihre Stimme der nach Vernichtung der internationalen Bande einziehenden ungarischen Nationalarmee zu. Die Glocken klangen und Cäcilie von Tormay trat aus den Reihen der Frauen vor, übergab das Banner dem Führer und Befreier Nikolaus von Horthy. Von der Stirne der erniedrigten Soldaten aber wischte sie für immer die Schande, als sie folgende Ansprache an sie richtete :

»Ihr seid die Helden, von denen im Sommer 1914 ungarische Mütter und Gattinen Abschied nahmen. In Euch kehrten die legendenhaften Kämpfer von Gorlice und Limanowa wieder, jene, die gemeinsam mit unseren heldenmütigen Waffenbrüdern in den geheiligten Karpaten, in den siebenbürgischen Bergen, an den serbischen Ufern der Donau gesiegt haben . . .«

Die Worte waren verklungen. Die Frauenhand, die das Banner hielt, schied jedoch nicht auch von der Arbeit. Sie ruhte nicht im Schutze unseres Heeres; die ungarischen Frauen halfen als erste in Europa die Reste der bolschewistischen Schreckensherrschaft zu beseitigen. Unsere Arbeit war nicht leicht: es galt die vergiftete Seele unschuldiger Kinder zu retten, dem zerrütteten Familienleben den Frieden zurückzugeben, in entweihten Kirchen die Glocken wieder ertönen zu lassen und in der winterlichen Finsternis Männern Arbeit zu geben, um sie auf diese Weise Versuchungen fernzuhalten.

Von seelischem Adel durchdrungen, wandte sich nun Cäcilie von Tormay wieder an die Frauen der Welt. Während der bei Paris geführten Friedensverhandlungen versuchte sie von neuem das Weltgewissen zu wecken:

»Man raubt uns Vergangenheit und Zukunft! In den Vororten von Paris wird unter der Maske des Friedens ein die Schrecknisse jedes anderen in den Schatten stellender Krieg kodifiziert. Das Volk, dem Wiege und Grab geraubt werden, muß verzweifelt zum Wanderstab greifen. Kein Volk auf Erden könnte dies jemals vergessen.«

Vergebens! Die sogenannten Friedensverträge bereiteten in der Tat die Schrecknisse der Gegenwart vor. Wie Versailles für Deutschland, so bedeutete Trianon für uns, daß wir uns *nie, nie, niemals* in die Zergliederung unseres Landes, in das Todesurteil unseres Volkes fügen können! Die kurzsichtigen Politiker der Entente aber waren sich dessen nicht bewußt, daß sie nicht nur die Fackel des ewigen Irredentismus ins Herz Europas schleudern, sondern auch dem vom Osten heimlich vordringenden, seine Schlagwörter allnächtlich in die Welt hinausposaunenden Feind, dem Bolschewismus Tür und Tor öffnen.

Den ungarischen Frauen war dies schon damals bekannt. Cäcilie von Tormay sorgte vor allem dafür, daß es nicht in Vergessenheit gerate. Schon darum verfielen wir Ungarn in unserem nationalen Unglück nicht der Ohnmacht, weil uns, als es über uns hereinbrach, der zu beschreitende Weg bereits vorgezeichnet war. Alles, was wir taten, galt dem Schutz der Nation. Cäcilie von Tormay brachte den verwaisten Webstuhl wieder zu Ehren, um an Stelle quälender Gedanken und verderblicher Einflüsse die zielbewußte Beschäftigung der Frauen zu setzen. In den folgenden Jahren gab der ungarische Boden an Garnsaatgut bereits reichlichen Ertrag. Die Flachs- und Hanfproduktion versah das verarmte Volk mit neuem Textilmaterial. Indessen klapperte der Webstuhl nicht nur in der Bauernstube; selbst in der königlichen Burg kam die Arbeit in Gang: die erste Frau des Landes, die edle Gattin des Reichsverwesers Nikolaus von Horthy arbeitete mit dem Volk.

Cäcilie von Tormay erkannte die der Überlieferung innewohnende volkserhaltende Kraft. Ihr verdanken wir die Neubelebung der in Vergessenheit geratenen Volkskunst. In alten Formen, in Farbenspielarten, die auf mehr als ein Jahrtausend zurückreichen, stellte sie unsere Kultur unter Beweis. Nichts war für sie unwichtig, nichts entging ihrer Aufmerksamkeit: Keramik, Möbel, Stickereien, kleinere Gebrauchsgegenstände wurden auf ihre Anregung hergestellt. In allen Landschaften wurden von Frauen fast kleine Museen ins Leben gerufen, und unsere wiedererweckte

Hausindustrie und Volkskunst verkündete, daß zielbewußter weiblicher Wille selbst das Tote in ihren Dienst zu stellen vermag, wenn dies das Leben der Nation erheischt.

Eigentlich tat sie das, was Frauen schon vor ihr getan hatten, doch gewann nun alles neue Farbe, neuen Sinn. Wohltätigkeit wurde von den Frauen Ungarns stets geübt, die werktätige Fürsorge des Nationalverbandes Ungarischer Frauen leistete jedoch nationale Schutzarbeit. Das Ziel war, der Zukunft des Kindes, der Jugend die Wege zu ebnen. Die neue Erziehung begann mit dem gleichfalls einem Frauenherzen entsprossenen Gebet, dem ungarischen Credo, das Frau Elemér Papp-Váry zur Verfasserin hat. Es sind dies die Worte, die Kinder bei ihren ersten Sprechversuchen lallen, später in der Schule als Gebet sprechen, und die dann das ganze Land alltäglich bei jeder nationalen Kundgebung wiederholt :

*Ich glaube an einen Gott,  
Ich glaube an ein Vaterland,  
Ich glaube an die ewige göttliche Gerechtigkeit,  
Ich glaube an Ungarns Auferstehung, Amen!*

Große und mächtige Nationen werden es wohl kaum erfassen, welche Kraft dieses Gebet einem zu Boden gedrückten, gemarterten kleinen Volk zu verleihen vermag. Mit diesem Gebet erwachten wir und gingen zu Bett. Mit diesem schlichteten wir jeden Streit, stillten unseren Hunger und ermutigten unsere ins Leben tretenden Kinder. Gebet und Arbeit — sie waren es, die uns in Zeiten bittersten Elends aufrechterhielten.

Eine Seele leuchtete in unserer Nacht: die Seele unserer großen Frauen. Das Beispiel unserer Vorfahren verwies uns darauf, daß wir jederzeit für die Gemeinschaft zu schaffen haben. Unsere Arbeit ruhte niemals, doch gewann sie von Jahr zu Jahr neue Farben. Allen voran ging stets mahnend Cäcilie von Tormay. Dennoch kamen allmählich Jahre, in denen die Hoffnung auf eine Auferstehung zu schwinden begann und Abgestumpftheit die Möglichkeiten einer von Osten drohenden Gefahr zu übersehen schien. Da ließ unsere Führerin wieder ihre Stimme vernehmen. Sie entriß unseren Händen die meisterhaft geschriebenen, aber Verderben bringenden Bücher, und stellte ihnen die Hochhaltung der von neuem, reinem Geiste getragenen nationalen Dichtung entgegen. Stets wandte sie sich an den Sinn der Frau, wenn sie uns lehrte, wie man zwischen Zeitung und Zeitung zu unterscheiden habe. Sie nahm sich des christlich-nationalen Schrifttums an und führte mit Hilfe der Frauen dessen Kräftigung herbei. Obgleich sie sich niemals um eine Stellung im öffentlichen Leben bewarb und ihr Ehrgeiz niemals nach einem Sitz im Parlament in den Reihen der Männer strebte, ließ sie dort dennoch ihre Stimme und mit dieser die der Frauen überhaupt vernehmen, damit sie in jeder wichtigen Frage entscheidend in die Wagschale falle. Als das Stimmrecht der Frauen seine erste Probe bestand, waren es eben die Stimmen der Frauen, die die liberal-freimaurerischen Strömungen zu Fall brachten und Frauenwille vor allem brachte Männer von nationaler Gesinnung ins Parlament. Von dem Tage, an dem für unsere Soldaten Weißwäsche gesammelt wurde, hatte jede Frauenarbeit den Charakter einer dem Schutz der Nation

dienenden Tat. Ein Ausspruch Cäcilie von Tormays lautete : »Unsere Arbeit beginnt bei der Wiege und endet im Friedhof, gleich dem Leben. Sie beginnt bei dem Wanderkorb und endet bei der Pflege der Heldengräber.«

In fester Ordnung wurde diese Arbeit durch die Gruppen des Verbandes geleistet ; alles diente einem Zweck : nicht vergessen ! Nur durch die Versendung von Wanderkörben konnte Weißwäsche an die Säuglinge unseres ausgeplünderten Landes gelangen, die Pietät, der Dank gegenüber unseren Helden nur durch die Pflege der Gräber zum Ausdruck gebracht werden. Keinen Augenblick vergassen wir auch der vom Mutterlande getrennten Brüder, deren schweres Schicksal durch die auf Ausrottung abzielenden Maßnahmen der fremden Sklavenhalter bestimmt wurde.

Im Jahre 1929 war endlich der Zeitpunkt gekommen, daß der Nationale Verband Ungarischer Frauen die anderer Länder zu einem Kongreß einladen konnte. Vertreterinnen der Schwesternationen erschienen, aber auch Frauen kamen, die nicht Liebe zu uns geführt hatte. Wir wußten dies, versagten ihnen aber dennoch nicht die ungarische Gastfreundschaft, denn Cäcilie von Tormay hatte den Frauen der Welt vieles zu sagen. Sie sagte etwas, was Männer schon vergeßen zu haben schienen :

»Aus den Erfahrungen und Leiden ergeben sich Rechte und Pflichten. Wir, Frauen Ungarns, hatten unter der bolschewistischen Gewaltherrschaft Qualen zu ertragen, wir hatten Gelegenheit in die Tiefen des Elends zu blicken, wodurch wir uns berechtigt fühlen, diese Begegnung anzuregen. Wir sind die Berufenen denjenigen gegenüber, die nur aus Büchern und vom Hörensagen kennen, was für uns blutige, grauenwolle Wirklichkeit war. Seither besteht zwischen unseren Frauen und denen der von den Greueln verschont gebliebenen Nationen ein geheimnisvoller Unterschied, wie er etwa zwischen den Bewohnern fremder Planeten und jenen unserer Erde bestehen mag, denn wir wissen etwas, wovon Euch nichts bekannt ist ; wir sind einen Leidensweg gegangen, der Euch ein kaum geglaubtes Grauenmärchen dünkt und gerade um den Preis dieses Wissens und Leidens haben wir Frauen des kleinen und armen Ungarns unter den Frauen aller Völker der Welt das schmerzliche Recht und die menschliche Pflicht der Initiative ergriffen, die uns veranlaßt, unsere glücklicheren Schwestern einzuladen, um vor ihnen die durch die Gewaltherrschaft des Bolschewismus geschlagenen Wunden aufzudecken und zugleich die ganze Menschheit vor ähnlichen Leiden, wie wir sie erlitten, zu bewahren.

Der stets zielbewußte Bolschewismus dringt an allen Fronten in drei Kolonnen vor, um die drei Grundfesten der menschlichen Gesellschaft gleichzeitig zu zerstören : Religion, Vaterland und Familie. Die Zertümmrung dieser Grundlagen bildet die Voraussetzung für den Aufbau seiner blutigen Herrschaft. Bei einem Siege des Bolschewismus sind es die Frauen, die den größeren Verlust, das größere Leid zu tragen haben ; ihr Schicksal, ihr Beruf, ihr Leben versinkt in Schmutz und Elend, fällt der Vernichtung anheim, wenn Religion, Vaterland und Familie aufgehört haben, ihnen Schutz zu gewähren. Dies wissen wir wohl, die neben dem großen, geheimnisvollen, leidenden Russland das einzige Volk auf der Welt sind, das den nach Blut riechenden roten Kelch bis zur Neige geleert hat.«

Ja, wir wußten es . . . Auch in den Tagen des scheinbaren Friedens bereiteten wir uns auf den bevorstehenden Kampf vor. Wir erfuhren

nicht, wie viele der damals erschienenen Frauen der verschiedenen Nationen das Gefühl der lauernnden Gefahr in ihre Heimat trugen, wie viele von ihnen in der Voraussage Cäcilie von Tormays nichts weiter als ein Hirngespinnst erblickten. Wir aber, die einmal schon Heimgesuchten wußten es stets, daß die rote Gefahr immer näher an aus heranschleicht.

Wir wollten vorgreifen. Wir wußten, daß die leidende und entbehrende Menschheit den Nährboden des Bolschewismus bildet. Obgleich nicht mehr im Vollbesitz unserer Kräfte, waren wir bestrebt, die Leiden zu lindern und für den sozialen Fortschritt zu kämpfen. Wir wurden nicht müde, Gesetze und Einrichtungen zu fordern, die dem Familien-, Frauen- und Kinderschutz dienen, die Lebensmöglichkeiten sichern und einer allgemeinen höheren Kultur die Wege ebnen. Wir suchten die Stätten des Elends auf, erkämpften kinderreichen Familien Wohnungen, waren bestrebt, das Lebensniveau zu heben und den im verstümmelten Land stark zugenommenen erwerbslosen Gebildeten durch ehrliche Arbeit verdientes Brot zu verschaffen.

Mehr noch als die Armut erschwerte unsere Arbeit der Umstand, daß uns die Grenzen von Trianon gleich undurchdringlichen Mauern von unseren Volksgenossen trennten. Nur die im Kampf Unterlegenen, die aus ihren Heim- und Arbeitsstätten Vertriebenen konnten in diesem Mauerwerk eine Bresche schlagen. Diese aber konnten wir nicht zurückweisen. Mit ihnen mußten wir das Wenige teilen, das uns selbst nicht genügte. In Rumpfungarn erhielt nur ein geringer Prozentsatz der Diplombierten Stellungen, die ihrer Bildung entsprachen. Die Folgen waren seelische Entkräftung, Unzufriedenheit und Erniedrigung, denn auch auf dem Gebiete der Industrie waren wir durch die verhängnisvollen Grenzen getrennt. Diese seelische Verkrüppelung, diese Unzufriedenheit mußten durch bewußte nationale Schutzarbeit bekämpft werden.

Gelegentlich der zehnten Jahreswende des siegreichen Faschismus entsandte der Nationale Verband Ungarischer Frauen eine Abordnung an Benito Mussolini. Damals war Cäcilie von Tormay bereits schwer krank; indessen verlieh ihr die Romfahrt neue Kraft, war es doch der Duce, der als erster verkündete: »Die Friedensverträge gelten nicht für die Ewigkeit... Auch Ungarn gebührt ein Platz unter der Sonne.«

So begab sie sich an der Spitze der Abordnung nach Italien, dem Lande ihrer künstlerischen Jugenderinnerungen. Sie stand dem Führer Italiens von Angesicht zu Angesicht gegenüber, und in ihren Worten war Mut, als sie sprach:

»Wir, Frauen Ungarns, sind es, die die erstorbene Hoffnung und Vaterlandsliebe von 600.000 jungen Ungarn, die auf dem Felde der Ehre gefallen waren, aus unserem Herzen der Nation zurückführten. Wir sind es, die, als das Land unserer Ahnen im Sturm zusammenbrach, Kirchen und Familienheime in Trümmer fielen, uns trotzig der Verzweiflung entgegenstellten; denn wohl ist der Mann im Bauen stets stärker, wenn aber Trümmer den Boden bedecken, zeigt sich die wahre Grösse der Frau. Die Frauen Ungarns haben den Frieden Trianons niemals unterzeichnet, weder mit der Hand, noch mit der Seele. Dies bezeugen die ungarischen Heime, wie es auch unsere Söhne bezeugen werden.«

Der Duce Italiens beschenkte die seelenvolle Frau mit dem grossen

Geständnis, daß er beim Lesen des »Buches einer Flüchtigen« der Katastrophe gewahr wurde, die Europa durch den Bolschewismus drohte, und die einige Jahre später in den blutigen spanischen Ereignissen ihre Bestätigung fand.

Cäcilie von Tormay starb im März 1937. Die Arbeit aber, die sie eingeleitet hatte, folgte ihr nicht ins Grab. Sie ist auch weiter im Gange, wird in ihrem Geiste geführt, in dem Bewußtsein, daß wir Unterstützung nur von jenen zu erwarten haben, mit denen uns unter gleich schwierigen Umständen eine Schicksalsgemeinschaft verbindet. Wir ungarische Frauen haben mit denen unserer Waffenbrüder gemeinsam Wacht zu halten und mitzuwirken. Zu diesen Aufgaben bereiteten wir unsere Frauen in Speziallehrcursen für Krankenpflege, Luftschutz und soziale Fürsorge vor. Seither ist dies der Kern unserer nationalen Schutzarbeit. Vom Gelernten wird bereits praktischer Nutzen gezogen. Unsere Spitäler, unsere Einrichtungen für Verwundeten- und Invalidenfürsorge, sind durchweg Beweise dafür, daß die ungarische Frau das Gebot der Zeit erfaßt hat. Auch jener Teil unserer Bevölkerung, der von den Städten ferne wohnt, trägt zu den Arbeiten unserer Organisation bei. Durch Mehrproduktion, rationelle Materialbewirtschaftung, Ausrüstung von Spitalbetten, Liebesgaben, gliedert sich dieser Teil unseres Volkes in die Gemeinschaft ein. Wir sehen Tagesheime, Gehöftschulen, Kinderbewahranstalten und Erholungsheime gleich Pilzen aus dem Boden schiessen; ein selbst den Tod bezwingender Wille scheint diese Einrichtungen aus der ungarischen Armut ins Leben zu rufen.

Wir wissen wohl, daß der Geist Cäcilie von Tormays und ihrer ruhmreichen Vorgängerinnen die Richtung unserer Tätigkeit bestimmen. Wenn es dieser grossen Frau auch nicht vergönnt war, das Fallen der Fesseln von Trianon, die Rückgliederung eines Teiles unserer abgetrennten Gebiete zu erleben, so wissen wir dennoch, daß sie die Vorempfindung dieser Freudentage hatte. In dem Kampf auf Leben und Tod aber, den wir heute führen, sind wir bestrebt, in ihrem Geiste unserem einzigen gemeinsamen Kriegsziel zu dienen, das nach Vernichtung des Bolschewismus zu einem neugeregelten, auf die Grundsätze der Gerechtigkeit aufgebauten besseren Europa führen wird.

# EWIGE BRIEFE ALS DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN\*

VON THEODOR THIENEMANN

## V. FRANZ BIZONFY AN SCHOPENHAUER.

Die Zeiten haben sich verändert, aber unverändert geblieben ist der sehn-  
süchtige Wunsch eines Ungarn sich dem deutschen Meister zu erkennen geben  
und ihm zu sagen, was er von ihm erkannt und durch ihn gewonnen hat. Dies-  
mal schreibt ein Honvéd-Offizier, der 1848/49 tapfer mitgekämpft hat und  
emigrieren mußte. Er versuchte vorerst in London Fuß zu fassen, studierte  
dann an deutschen und schweizerischen Universitäten. So kam er nach Zürich,  
wo damals der große Landflüchtige des Revolutionsjahres, Richard Wagner,  
den tiefsten Gleichklang zu Schopenhauers Lebenstimmung fand. Es sind die  
Zeiten, da Schopenhauers Stern im Aufsteigen war und der Pessimismus Mode  
wurde. Militärs zeigten für seine Philosophie besonderes Verständnis. Schopen-  
hauer wartete lange Jahrzehnte vergebens auf eine Äußerung des Verständ-  
nisses, auf einen Brief, wie der folgende. Nun aber mehrten sich die Anzeichen  
seines Ruhmes: er sammelte diese verheißungsvollen Zeichen, er horchte scharf  
und genau auf die anerkennenden Stimmen, er vernahm sie mit dem freudi-  
gen Bewußtsein — die unendliche Melodie seines Nachruhmes beginnt. Der  
Nachlaß von Franz Bizonfy — er ist vor nicht langer Zeit in Kismarton (Eisen-  
stadt) verstorben — muß wertvolle Briefe und Schriftstücke enthalten haben.  
Die beste Auswirkung dieser Zeilen wäre, wenn sie dazu beitragen würden  
diese Nachlaßbriefe an den Tag zu bringen.

Zürich, Seefeldstraße, Neuhof. Den 4. 12. 54.

Geehrter Herr!

Meine Tante die Frau Wüstenfeld, hat sich bey ihrer Durchreise durch  
Frankfurt das Vergnügen gemacht, Sie aufzusuchen und zu sprechen und hat  
Ihnen, so viel ich weiß, bey dieser Gelegenheit erzählt, mit welch lebhaftem  
Interesse ich mich seit längerer Zeit dem Studium Ihrer Philosophie hinge-  
geben. — Ergo, Sie wissen, daß ich existire und werden meinen von Zürich datir-  
ten Brief nicht als vom Himmel gefallen betrachten. Der Zweck meines Schrei-  
bens? Lange schon hege ich den Wunsch, Ihre persönliche Bekanntschaft zu  
machen u. würde gewiß nicht gesäumt haben zu diesem Ende nach Frankfurt  
zu reisen, wären meine Verhältnisse nicht leider derart, daß ich es nicht gut  
riskiren kann, Deutschlands Boden zu betreten. Es bleibt mir also nur übrig,  
Sie, geehrter Herr, recht herzlich zu bitten, zu uns nach Zürich für einige Tage  
oder Wochen herzukommen. Ich sage zu uns, denn nicht ich allein bin es, der  
Sie kennen zu lernen und sprechen zu können wünscht. Herr Jörg Herwegh,  
der von Vielen gelästerte von Wenigen gekannte cidevant Poët (dem es, entre

\* Vgl. Januarheft 1943. S. 24., Februarheft S. 78.

nous, an Adel der Gesinnung sicher nicht fehlt und der mehr Licht im Kopfe hat als eine ganze deutsche Universität), der berühmte Musikant resp. Componist Wagner, ebenfalls ein ganz intelligentes Haus und noch andere Leute, an denen Sie mehr Freude haben werden, als an allen Professoren zweyer Jahrhunderte, vereinigen ihre Bitte mit der meinen und leben in der Erwartung, Sie nächstens in Zürich zu sehen. — Ich hoffe, daß Sie mir die Freude nicht versagen werden, für die Dauer Ihres Aufenthalts dahier, mit meiner bescheidenen Wohnung vorlieb zu nehmen. Wer ich eigentlich bin in Hinsicht auf meinen bürgerlichen Charakter? Gar Nichts, Ihnen zu dienen.

Hab Jura studiert, dann Medicin und fand beyde Wissenschaften dumm und — unverschämt. Mit Liebe hab ich mich dann in letzterer Zeit mit Philologie beschäftigt, natürlich nicht mit klassischer. Der indoeuropäische Sprachstamm hat meine besondere Aufmerksamkeit erregt und meinem Geist mehr Nahrung geboten, als er auf irgend einem andern Gebiet des Forschens hätte finden können. Um in die Originalwerke der budhaistischen Religion eindringen zu können, warf ich mich auch auf das Studium der Tibetischen und Mongolischen Sprache, die uns in neuerer Zeit beyde durch Schmidt in Petersburg zugänglich geworden sind. Das britische Museum ist im Besitz von einer ungeheuern Menge von Sanskrit-, Zend-, Parsi-, tibetischen — etc. etc. Manuscripten, dort wollte ich mich unter den Folianten begraben. Lust und Liebe zu aller Wissenschaft ist mir nun aber durch ein trauriges Ereigniß für immer vergangen. Nur *par usage, par depot, & par ennui* beschäftige ich mich noch manchmal mit alldem dummen Zeug. — Doch lassen wir dies dahingestellt; ich könnte auf Dinge zu sprechen kommen auf die ich schriftlich — das foltert mich zu lange — nicht zu sprechen kommen will.

Das Eine muß ich Ihnen noch sagen, wie ich mit Ihrer Philosophie bekannt geworden. — Eines Tages, es mag vor einem Jahre gewesen seyn, kam mir auf der Stadtbibliothek zufällig Ihr Hauptwerk W. als W. & V. in die Hand. Ich blätterte darin und fand im zweyten Theil den Artikel *Metaph. der Geschlechtsliebe*. Ich las und las meinen Artikel und konnte nicht aufhören bis ich ihn zu Ende gelesen hatte. Es wurde mir ganz unheimlich; ich hatte mich selber gelesen. Ich sah nach, wann das Buch gedruckt worden: es stand darin 844 und mein Manuscript »Geschichte der Geschlechtsliebe« war höchstens zwey Jahr alt. Wäre mein Manuscript gedruckt worden, Sie hätten mich für den unverschämtesten Plagiator der Welt erklärt und mit Unrecht. Aus denselben Prinzipien alles hergeleitet; meine Lebewuth war Ihr Wille zum Leben. Abgesehen davon, daß ich meinen Gegenstand nicht allein von metaphysischer Seite betrachtete, war in den beyden Schriften nicht nur ganz dasselbe, sondern theilweise sogar mit denselben Worten gesagt. — Ich ging zu meinem Freund Herwegh, dem einzigen Menschen, der mein Manuscript kannte und theilte dem mein Erstaunen mit. Was ich gar nicht begreifen konnte, war daß ich, der ich von den Weden, den Kings etc. bis zur Tagesliteratur unserer Zeit herab, alles Namhafte zu kennen glaubte, von Ihnen und Ihren Schriften nie was gehört hatte. Was Einem doch in der Welt alles passiren kann! — Sie werden verstehn, daß ich nun Grund genug hatte, mich für Ihre Schriften zu interessiren. In Ihren Schriften hab ich mich zum erstenmal in meinem Leben selbst gefunden. Soll ich offen seyn, ich habe Thränen der Freude geweint bey dem Lesen. Dafür kam ich aber auch in eine ordentliche Wuth bey solchen Stellen, wo ich mich auf einmal von Ihnen verlassen sah. Daß der Donner den alten Kant, daß er es

nicht wagt ganz ehrlich sich selbst und ändern zu seyn, daß er dem Staat und dem Altherkömmlichen zu Lieb jene grandiose Sophisterei erfunden, durch die er die moralische Freyheit neben der Nothwendigkeit bestehn lassen kann. Und o, mit welchem eminentem Scharfsinn, mit welchem bewundernswerthen Logik haben erst Sie diesen Nonsens begründet. Man möchte beynahe meinen, daß Sie wirklich recht hätten. Diese verdammte Thatsache des Bewußtseyns, diese Bedlam, wo man alles hineinstecken kann, was man eben darin braucht, diese sichere Schutzmauer gegen alles noch so triftige Raisonement, wie eckelt sie mich an! Wir haben ja das Gefühl der Verantwortlichkeit. Ja wohl, wenn es uns nur nicht angewöhnt und angeleert wäre! Mein Hund hat es auch, wenn er nicht folgsam gewesen; aber nur darum, weil er weiß, daß er Prügel bekommt. Köstlicher Witz das mit der transcendentalen Freyheit, die außer dem Raum und der Zeit (liegt? steht? sitzt? ist? — also meinetwegen) ist, und doch wieder in Raum und Zeit und in der Erscheinung sich als Thatsache des Bewußtseyns, als Gefühl der Verantwortlichkeit geltend macht. Es ist doch zum crepieren!

O anbethungswerthe transcendentale Freyheit! Wie schön sagt uns Herr Schopenhauer in seiner *vf* Wurzel vom Satz des zureichenden Grundes, daß die Formen von Zeit, Raum und Kausalität die Bedingungen alles Vorstellens und alles Denkens sind. Ich will noch hinzufügen, daß derjenige im vollsten Ernste ins Narrenhaus gehört, der da behaupten wollte, daß ohne diese Formen oder über dieselben hinaus, es ein Denken und Erkennen geben könne. Wie klar sagt H. Schopenhauer in seinem *W. a. W. u. V. B. 2. K. 50*: Die allgemeinste Form unseres Intellects ist, der Satz vom Grunde, der aber eben deshalb, nur auf die Erscheinung Anwendung findet. Ebendasselbst ferner: Die Erkennbarkeit mit ihrer wesentlichsten, daher stets nothwendigen Form von Subiect und Obiect gehört bloß der Erscheinung an, nicht dem Wesen an sich der Dinge. Wo Erkenntnis, mithin Vorstellung ist, da ist auch nur Erscheinung und wir stehen daselbst schon auf dem Gebiete der Erscheinung. Sehr richtig, Herr Schopenhauer, man müßte aus Bedlam entsprungen seyn, um daran zu zweifeln. Aber, aber — mit welchem Instrument hat man sie denn entdeckt, die Freyheit die transcendentale, d. h. nicht in die Erscheinung tretende, sondern nur in sofern vorhandene, als wir von der Erscheinung und all ihren Formen abstrahiren (sic!), um zu dem zu gelangen, was außer aller Zeit, als das innere Wesen des Menschen an sich selbst zu denken (sic!) ist? Ethik p. 95 Da, wo die »Schuld liegt, muß auch die Verantwortlichkeit liegen und da diese das alleinige Datum ist, welches auf moralische Freyheit zu schließen berechtigt, so muß auch die Freyheit ebendasselbst liegen, also im Character des Menschen«. Bon! Zuerst möchte ich wissen, was denn die absolute Schuld sey, wenn ich mir bey alledem was denken soll können. Ist das etwa die absolute Schuld, wenn Hinz sagt: »er ist ein Spitzbube«? Zur selben Zeit derselben That wegen verehrt mich Kunz und nennt mich einen edlen Menschen. Und wenn mich der Eine schuldig und der Andere unschuldig nennt, so haben die Herren beyde recht: die Welt ist meine Vorstellung. Wie könnt ich mir im Ernste anmaßen, einen Menschen anders als in seiner Beziehung zu mir beurtheilen, verehren oder verdammen zu wollen?! Eben weil die Welt meine Vorstellung ist und somit über den Werth oder Unwerth, über die Schuld oder Unschuld eines Menschen fast Jeder anders denken wird, eben darum kann und darf ich über den Andern ein Urtheil fällen, könnte und dürfte es aber von dem Moment an nicht mehr, wenn ich dies absolute, diesen Deus ex machina, dies undenk-

bare Unding, das Sie mit Kant da aufstellen, für Etwas Anderes als ein hohles Wort nähme. Zudem könnte ja nach diesem intelligiblen Charakter und dieser transcendentalen Freyheit die Schuld erst anfangen, wo — die Erscheinung aufhört. Natürlich ist die Welt mit Individuen und somit Verietäten angefüllt, da Sie mir aber nicht sagen können, wie tief, im Wesen der Welt an sich, die Wurzeln der Individualität gehn (W. als W. u V. B 2. p. 635), so ist Ihr Deus ex machina eben ein solcher. — Schieben wir, Madam Freyheit vom Transcendental, sonst bekomme ich noch Krämpfe ! Ethik p. 90 wird mir ohnehin gesagt, daß mein roher Verstand hier incompetent ist. Danke schön !

Nun, ich schmeichle mir, daß ich nächstens das Vergnügen haben werde über dies und noch manch Anderes von Ihnen mündliche Belehrung u Aufklärung zu erhalten. Mit einer Hochschätzung, wie sie dem größten Denker des Jahrhunderts gebührt

bin ich Ihr  
*Diener Bizonfy*

OSZK  
Országos Széchenyi Könyvtár

# DIE GESCHICHTLICHE SENDUNG DER UNGARISCHEN HANDWERKERSCHAFT

VON RUDOLF von KOVALÓCZY

Im ungarischen Schrifttum und Schauspiel ist das Drama »Die Kaschauer Bürger« von Alexander Márai zweifellos ein bedeutsamer Erfolg unserer Tage, ein Denkmal, das der Dichter mit meisterhafter Hand unseren Gewerbetreibenden des 14. Jahrhunderts errichtet. Die Personen dieses Schauspiels sind Bürger, Meister und Mitglieder der Zünfte, Gewerbetreibende, mit Meister Johann, dem durchgeistigten Schöpfer der Elisabethstatue des entstehenden Kaschauer Domes an der Spitze. Es ist nicht meine Aufgabe, den literarischen und künstlerischen Wert dieses Schauspiels zu würdigen, bloß darauf möchte ich hinweisen, daß der Autor in diesem Werk lebensvoll darstellt, mit welcher standhaften, harter Entschlossenheit die Gewerbetreibenden der Städte unter Berufung auf Recht und Freiheit ihre Heim- und Werkstätten, ihre Arbeit gegen Willkür und Unterdrückung verteidigten. In der Sitzung des Kaschauer Magistrates schildert Meister Johann, daß der Handwerker es ist, der Städte und Häuser baut, zum Preise Gottes Kirchen und Wohnhäuser ziert, und im Drange nach einem besseren, schöneren Leben wirkt, bohrt, schnitzt und hämmert.

Es ist nun mehr als sechshundert Jahre her, daß die Kaschauer Bürger ihre Stadt gegen die Gewalt des Palatins Omodé mit Waffen verteidigt haben. In gleichem Geiste sind auch wir heute berufen, Arbeit, Aufbau, Recht, Freiheit und Kultur zu beschützen. Auch in der alten Zunftwelt war es die der Gemeinschaft, dem Zusammenschluß und der Organisation innewohnende Kraft, die den Gewerbetreibenden den Erfolg ihrer Arbeit sicherte. So war es während der Türkenherrschaft, wie auch später zur Zeit Bethlens, Báthorys, der Kuruzenkämpfe, des Freiheitskampfes und des Absolutismus. In den ersten Jahrzehnten der Regierung Franz Josefs wurde die Organisation der Handwerkerschaft durch die Gewerbefreiheit im Wirtschaftsliberalismus zerschlagen; gleich einer gelösten Garbe fiel die Handwerkerschaft auseinander, schutzlos der rücksichtslosen, unerbittlichen Konkurrenz der Fabriksindustrie preisgegeben. Seit dem Beginn der achtziger Jahre konnte sich indessen die Handwerkerschaft unter dem Schutz unserer Gewerbeesetze, die bestrebt waren, die gewerblichen Körperschaften zu kräftigen, zur wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Arbeit zu immer stärkerer Einheit zusammenschließen.

Wie im wogenden Meer Wellenberg auf Wellental, so folgten in der tausendjährigen Vergangenheit der ungarischen Handwerkerschaft einander Zeiten des Niedergangs, des Verfalls, der Entwicklung und des Aufschwungs. Dieser Wechsel des Schicksals vollzog sich stets im engsten Zusammenhang mit dem Schicksal der Nation, des Ungartums. In den traurigen Jahrzehnten von Trianon-Ungarn hatte sich unsere Handwerkerschaft das unerschütterliche Vertrauen in das Schicksal des Ungartums,

seine Wendung zum Guten und damit auf eine bessere Zukunft auch des Handwerkes bewahrt, wie schwer auch damals die Zustände in dem an Kapital-, Kredit- und oft auch an Arbeitsmangel leidenden Kleingewerbe waren. In den zwei Jahrzehnten der Fremdherrschaft waren die Gewerbetreibenden und ihre Organisationen in den abgetrennten Gebieten in treuem Ausarren bei dem ungarischen Nationalgedanken Bollwerke, Kraftzentren des Ungartums, wie die Kaschauer Bürger, die vor Jahrhunderten vor ihrer Stadtkirche kämpften, oder die Klausenburger Schneider, die auf der Schneidbastei (der heutigen Bethlenbastei) den Feind zurückwarfen.

Auch heute leben wir im blutigen Kriege, auch heute erfüllt die ungarische Handwerkerschaft ihre patriotische Pflicht im Verteidigungskampf der Nation an den fernen äußeren und den inneren Fronten der Heimat. Vergleichen wir indessen die Kämpfe vor Jahrhunderten mit denen von heute, so sehen wir, daß sich damals der Kampf, die Abwehr auf engere Gebiete und Interessen, auf den Schutz einzelner Städte, Stände, bürgerlicher Rechte, Gewerbeprivilegien oder auf ihre Erringung beschränkte, während heute die ganze Nation, ohne Unterschied von Klassen, Gesellschaftsschichten, Konfessionen und Volksgruppen einen totalen Krieg um den Bestand, die Unabhängigkeit des Vaterlandes, um den Sieg des christlich-ungarischen Nationalgedankens und um die europäische Kultur führt.

Die Zeiten sind längst vorbei, in denen einzelne ungarische Städte einander bekämpften, wie unter König Matthias, als die Szegediner mit ihrer Streitmacht gegen die Stadt Zenta zogen, die sie nach langer Belagerung auch einnahmen, und mit Waffengewalt erzwangen, die Szegediner Kaufleute und Gewerbetreibende der Zahlung der hohen Zölle der Stadt Zenta zu entheben. Heute kämpfen wir um unser Vaterland, um unsere Freiheit, unseren Glauben, um die europäische Kultur; in Erfüllung unserer tausendjährigen geschichtlichen, ungarischen Sendung stehen wir treu zu unserer Aufgabe, die unser Schicksal seit Stefan dem Heiligen im Donau- und Karpatenbecken bestimmt.

Um Europa führten Johann Hunyadi und Matthias ihre Heere gegen die Türken, um Europa floß das Blut bei der Rückeroberung von Buda (Ofen), um Europa kämpft das Ungartum auch heute in den fernen Gebieten am Don zur Abwehr sowjetischer Bedrohung. Im unerschütterlichen Glauben an die Schicksalsgemeinschaft von Ungarns Volk und Nation erfüllt die ungarische Handwerkerschaft in der Werkstätte mit dem Werkzeug, an den Kampffronten mit der Waffe in der Hand ihre geschichtliche und nationale Aufgabe; sie ist dieselbe, die auch die Handwerkerschaft der rückgegliederten oberungarischen, siebenbürgischen, östlichen und südungarischen Landesteile erfüllte, als sie ihr Ungartum in den schweren, traurigen Zeiten der zweiundzwanzigjährigen Fremdherrschaft trotz unzähliger Leiden in ungebrochener Standhaftigkeit bewahrte.

Bei der Feststellung, daß der gegenwärtige Krieg erneut um Europa, um die europäische Kultur geführt wird, ist zugleich ein vom Gesichtspunkt des Handwerkes aus bemerkenswerter Umstand zu beachten: in jenen Ländern, die wir zur Zeit bekämpfen müssen, die sich drohend gegen Europa und uns wandten, gibt es keine selbstbewußte Handwerkerorganisation, keine handwerkliche Entwicklung. Die Sowjets haben viele hunderttausende von selbständigen Gewerbetreibenden vernichtet, in Amerika und

England haben das Meistergewerbe der jüdisch-plutokratische Liberalismus, die Fabriksindustrie der Massenproduktion, Kartell, Trust und Spekulation, der rücksichtslose Kampf um Dollar und Geschäft zugrunde gerichtet.

Vor kurzem erschien als Veröffentlichung des Europäischen Handwerksinstituts in Frankfurt das beachtenswerte Buch von Dr. Hans Boller : »Volk ohne Handwerk« (Berlin, Junker und Dünhaupt-Verlag). Der vorzügliche Verfasser stellt fest, daß das Handwerk ein politisches Problem der Völker, ein weltanschaulicher Begriff ist, dem im mächtigen britischen Reich jede Wurzel fehlt. Heute ist das Handwerk im Bewußtsein des englischen Menschen bereits erloschen. Die alten mächtigen Gilden, die Zünfte sind längst verschwunden; Kapitalismus und Imperialismus gewähren selbständigen Handwerkermeistern keinen Raum, ihre Arbeit wird durch Maschinen, durch billige Kinder- und Frauenarbeit ersetzt. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts gibt es in England keine Lehrlingsverträge; der Lehrling gilt auf dem Arbeitsmarkt einfach als Ware, so daß der Mangel an Facharbeitern für England schon im ersten Weltkriege ein schweres Problem war. Nur die Goldschmiede, Friseure und Schneider konnten zum Teil ihren Handwerkscharakter wahren.

Ein Sieg der gegen die Achsenmächte kämpfenden Sowjets und plutokratischen Mächte würde den Untergang Europas und zugleich die Vernichtung des Handwerks bedeuten. Das Beispiel hierfür ist Indien, wo die Politik brutaler Ausnutzung den völligen Verfall des Kleingewerbes herbeiführte. Das Schicksal des europäischen Handwerks ist untrennbar mit der europäischen Kultur, mit der Geltung des europäischen Gedankens verbunden.

Der gegenwärtige Krieg ist ein Kampf von Weltanschauungen, der Zusammenprall der kapitalistischen und sozialen Systeme. Gyula Glattfelder, Erzbischof von Kalocsa, erklärte in einer seiner Ansprachen, daß einem System, das heidnische Grundsätze in Bank, Börse, Geschäft und Parlament auf den Thron erhebe, folgerichtig nur heidnische Ergebnisse und Unbill entwachsen können; denn nicht das Kapital und der Zins sei alles, sondern die bessere Zukunft des Menschen.

Im Dienste dieser besseren Zukunft wirkt die redliche Arbeit von dreihunderttausend ungarischen Handwerkern. In einer neuen Weltordnung muß auch die Kulturarbeit der Handwerkerschaft ihre alte Anerkennung wiedergewinnen. Der heutige Kampf um die neue Ordnung muß für uns siegreich zu Ende geführt werden, indem wir in dem festen Glauben an die bessere, schönere Zukunft der Handwerksarbeit ebenso standhaft ausharren, wie im unerschütterlichen Vertrauen auf die geschichtliche Sendung des Ungartums. Die ungarische Handwerkerschaft hat ihre geschichtliche, nationale und europäische Aufgabe, solange das Ungartum im Donau- und Karpatenbecken lebt. Die ungarische Handwerkerschaft, die, wie unsere Nation, ein tausendjähriges heiliges Recht auf eine bessere, schönere Zukunft hat, ist sich der wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung ihrer Arbeit ebenso voll bewußt, wie der im schicksalsentscheidenden, nationalen Abwehrkampf aus der ungarischen Schicksalsgemeinschaft ihr zufallenden Pflichten, zu deren treuer Erfüllung sie ihre Arbeit in Hunderttausenden von Werkstätten und Kriegsbetrieben an der inneren Front in den Dienst unseres Sieges und des Sieges der Achsenmächte stellt.

# DIE UNGARISCHE GRAPHIK UND IHRE DEUTSCHEN BEZIEHUNGEN

VON ERVIN TÓTH

Die Stiche sind es, die der Nachwelt die Ereignisse der Geschichte, die Bildnisse großer Männer, alte Städte und Burgen festhalten, als getreueste Hüter einstigen ungarischen Lebens uns Trachten, Sitten und Bräuche — sei es in der Form von einzelnen Blättern oder aber seit der Verbreitung der Buchdruckerei als Bildbeilagen von Büchern — überliefern. Da seit dem 16. Jahrhundert in den ungarischen Buchdruckereien neben den ungarischen Meistern auch zahlreiche Deutsche tätig waren, kann nicht mit Gewißheit festgestellt werden, ob der älteste ungarische Stich, der uns vom Ende des 15. Jahrhunderts erhalten blieb, und die Árpádenkönigstochter, die Selige Margarethe darstellt, das Werk eines deutschen oder ungarischen Meisters ist. Die ersten ungarländischen Buchdruckereien, die des Johannes Honter, Thomas Nádasdy, Caspar Heltai, beschäftigten neben deutschen Meistern auch ungarische Holzschneider. Auch der Leiter der Buchdruckerei in Sárvár, Benedikt Abádi war Bild- und Schriftstecher. Die ersten ungarischen Holzschneider lernten in der klassischen Heimat der Graphik, in Deutschland. Schon seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir unter den Bilderschnidern auch ungarische Meister. Bereits um das Jahr 1518 wissen wir von einem Holzschneider, Richard Atzel, dessen Schnitt, in ein Buch eingeklebt, dem Wandel der Zeiten trotzte. Der Holzschneidermeister Martin wirkts bereite am Hofe König Ludwigs von Anjou. Wohl einige Jahre zurück greift der Name eines Xylographen, des Mönches Anton, der im Paulinerkloster St. Lorenz bei Buda lebte. Alle übrigen Angaben und Belege über diesen Abschnitt der ungarischen Graphik beziehen sich größtenteils auf Werke und Reproduktionen deutscher Meister.

Unter den alten ungarischen Meistern der Holzschneidekunst brachte es Lucius Jacobus am weitesten. Der vielversprechende Meister zog nach Deutschland, wo er seinem Vaterland und seinem Namen Ruhm und Anerkennung erwarb. Er genoß die Gunst des fürstlichen Hauses von Mecklenburg und schnitt die Stammtafel des regierenden Fürsten in Holz. Künstlerisch ist dies sein bedeutendstes Werk. Das fürstliche Haus überhäufte ihn mit Auszeichnungen, der Stadtrat mit Geschenken. Ein Patentbrief sicherte ihm das Verlagsrecht seiner Werke und verbot anderen den Nachdruck. Kein ungarischer Meister hätte es in den unruhigen Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts in der Heimat so weit bringen können; kein Wunder daher, daß die Begabten in das Deutsche Reich auswanderten. Die nennenswertesten Holzschnitte des 17. Jahrhunderts sind die des Zipser Jonas Bubenka, die selbst in der Geburtsstadt Dürers, in Nürnberg Anerkennung fanden.

Während des ungarischen Freiheitskampfes von 1848—49 wird die ungarische Graphik in ihrer Entwicklung schwer gehemmt; ihr kümmerliches Dasein bedroht die allgemeine Verbreitung des Faksimile-Holzschnittes aufs äußerste. Die Stöcke dieser ersetzten die heute gebräuchlichen Klischees und entsprachen bei der noch unentwickelten Verfielfältigungstechnik meist auch ihrer Bestimmung in höherem Masse. Schon in den vierziger Jahren erregt die Werkstatt des Holzschneiders Riedl allgemeines Aufsehen; mit ihm beginnt jene Werkstattarbeit, die das Wesen des Stoffes, die Struktur des Holzes unbeachtet läßt, so daß die Holzstöcke bloß als lebenslose Vermittler in Betracht kommen. Die Schwierigkeiten, die sich aus der Beschaffenheit des Holzes ergaben, wurden nun von den Meistern, bei ihrem überlegenen Können, leicht überwunden. Diese Richtung, die sich in Westeuropa überall geltend machte, erreichte ihren Höhepunkt in Ungarn mit Morelli, und nahm auch mit seinem Tode ein Ende. Jeder Holzschnitt, der seit 1876 in Ungarn gefertigt wurde, ist sein oder seiner Schüler Werk. Von den zahlreichen bebilderten Lehr- und Fachbüchern verdienen vor allem die Holzschnitte des ungarischen Teiles der „Österreich-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild“ Beachtung. Es sind dies fast 1600 Bilder, die alle von seiner Hand vollendet wurden. Das Rundgemälde, »Die Ankunft der Ungarn« schnitt er in eine Holzplatte von  $5\frac{1}{2}$  m. Zur Verfertigung der Stöcke verwendete er das dichteste Holz. Die Anzahl seiner Arbeiten läßt sich nur annähernd bestimmen, da tausend und abertausend Schnitte, — alle mit der größten Sorgfalt ausgeführt — als einzelne Blätter, oder Bildbeilagen in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern verborgen liegen. An seinen Namen knüpfen sich Aufschwung und Verfall der Holzschneidekunst in Ungarn. Im Auftrag der ungarischen Post verfertigte er nach neueren historischen Gemälden 10 farbige Reproduktionen, deren Druck mehrere Holzplatten erforderte. Doch mußte Morelli schon zu seinen Lebzeiten den Verfall seines Stiles erleben. Die Phototechnik verdrängte seine Kunst. In seinen letzten Lebensjahren bebilderte er nur mehr einige Lehrbücher und Diplome.

Inzwischen kamen aus dem Ausland, insbesondere aus Deutschland stets Nachrichten über das Erwachen des neuen Geistes in der Graphik und damit auch neue Anregungen. Das Fieber des Impressionismus und die Betrachtungsweise, die den vergänglichen Stimmungen des Augenblickes, der gesteigerten Bewegtheit huldigte, legte sich, was naturgemäß für Entwicklung der Graphik keineswegs förderlich war, da die gebundenen Formen aufgelöst wurden. Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmten die weitere Entwicklung mit. Aus dem Zusammenwirken dieser Kräfte erstand dann die heutige ungarische Holzschneidekunst. Obwohl die Graphik des Auslandes der ungarischen weit zuvorkam, legte diese den Weg der Entwicklung in unglaublich kurzer Zeit zurück. Diese Tatsache allein bezeugt hinlänglich, daß es in Ungarn eine graphische Kultur gab, deren gleichmäßige Entwicklung freilich durch die ständigen Kriege und Verteidigungskämpfe des Ungartums gestört wurde. Der erste, der sich zielbewußt für die Sache der ungarischen Graphik einsetzte, war Viktor O'gyai. Sein Interesse erstreckte sich auf alle Gebiete der Kunst. Seiner Umsicht und seinem eisernen Willen, der vor keinerlei Hindernissen und Schwierigkeiten zurückschreckte, war die günstige Wendung in der

Entwicklung der ungarischen Graphik zu verdanken. An seinen Namen knüpft sich die Entwicklung der eigenartig ungarischen Technik des Linoleumschnittes, auf deren bishin unausgebeutete Schönheiten er auch das Ausland aufmerksam machte. Er war es, dem die neuere ungarische Graphik ihren Hochstand verdankte und sein Verdienst war es, daß diese keineswegs hinter der des Auslandes zurückblieb. Das gesteigerte Nerwenleben, seine ungeordnete Lebensweise rieben seine Kräfte auf. Er träumte von einem Kloster, das weit vom Lärm der Großstadt, in der Tiefe rauschender Waldeinsamkeit nur einigen auserwählten Künstlern eine Heimstätte bieten würde. Der Apostel der ungarischen Graphik nahm sich in einem Fichtenwald unweit von Salzburg das Leben. Sein Name bedeutet in der Tat den neuen Aufschwung der ungarischen Graphik. Er verpflanzte deutsche Kunstströmungen nach Ungarn und machte ganz neue Arten des Gravierens und Stechens bekannt, deren ungarisches Gepräge unverkennbar ist.

Es ist ganz sonderbar, daß das Ungartum, das aus natürlichem Trieb in bunten, leuchtenden Farben denkt und empfindet, sich in der gleichsam abstrakten, schwarz-weißen Welt der Graphik so rasch heimisch fühlte. Der Holzschnitt mit seiner wortkargen, balladenhaft-schlichten Formensprache zog vor allem die Graphiker Siebenbürgens an; die slawische und westeuropäische Art des Schnittes dagegen, deren Möglichkeiten viel reicher sind, besonders aber die deutsche Technik, die Künstler des engeren Ungarn. Die bedeutende Verbreitung der ungarischen Holzschneidekunst ist in erster Linie dem Wandel des europäischen Zeitgeistes zuzuschreiben. Durch ihre soziale Bestimmung kam die Xylographie allen übrigen Zweigen der Graphik zuvor, da weder die Radierung, noch die Stiche und Lithographien mit den gedruckten Buchstaben in dem Maße in ungestörter Harmonie verschmelzen können, weil ihre Technik von der des Buchdruckes wesentlich abweicht. Die Graphik fand bei der Möglichkeit der Vielfältigkeit und dem geringen Kostenaufwand auch in das Heim des Kleinbürgers Eingang und vertrieb daraus durch ihre vornehm-edle Konkurrenzfähigkeit manche schreiend-grellen Farbendrucke und wertlose Gemälde.

Die männliche Technik des Kupferstiches blühte in der Vergangenheit nach dem Stillstand der Türkenzeit insbesondere in Nagyszombat (Tyrnau) und Pozsony (Pressburg). Allerdings finden wir in dieser Zeit unter den ungarischen Kupferstechern beinahe ausschließlich deutsche Namen. Ein beachtenswertes Denkmal der ungarischen Graphik des 17. Jahrhunderts ist der von Georg Szelepcsényi verfertigte Kupferstich von Fürstprimas Peter Pázmány, zu dem der hervorragende Kirchenfürst selbst Modell stand. Der lebensgetreue Kupferstich schmückte das Titelblatt einer theologischen Schrift (1545).

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebt noch immer die Mode der Reproduktion und des Bücheschmuckes. Allein — abgesehen von einigen namhaften Begabungen — weder aus den Stichen der Studentenkupferstecher, noch aus den Prüfungsarbeiten der Goldschmiedegesellen in Pest und Buda (Ofen) können wir auf wirklich künstlerische Ergebnisse schließen. Dagegen nehmen die ungarischen Bildnisstecher den Wettkampf auch mit den ausländischen Meistern auf. Von den Studentenkupferstechern müssen wir wissen, daß sie der selbstlose Wissensdurst und die Begeisterung

den Stichel ergreifen ließ, unbekümmert um Mühe und Plage, die diese Technik erfordert. Die Studenten des Kollegiums in Debrecen gründeten im 18. Jahrhundert verschiedene Vereine, unter diesen auch den der Kupferstecher. Dank den unermüdlichen Forschungen Stephan Ecsedis kennen wir andert-halb Jahrzehnte ihrer Tätigkeit. Von den im Ausland studierenden Ungarn wurden besonders viel in Holland mit der Kunst des Kupferstechens bekannt und pflegten diese auch in der Heimat weiter. Zu den ersten Studentenkupferstechern gehörte der im ganzen Lande berühmte und bekannte Meister Franz Karacs, der die Studenten zum Gravieren von Karten und anderen Bildern des Anschauungsunterrichtes anregte.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts tritt an Stelle des Kupferstechens, das allmählich aus der Mode geht, auch in Ungarn die dem Zeitgeist mehr entsprechende Zinkographie. Die Schönheit der in Metall geritzten Linien wurde lange Zeit fast ausschließlich dem Banknotendruck dienstbar gemacht, vor allem um der Fälschung des Papiergeldes vorzubeugen. Jahre hindurch schienen die alten Goldschmiedegenossenschaften und die aus den Schulbänken des Kollegiums in Debrecen hervorgegangenen Kupferstecher keine Nachfolger zu finden. Doch gerade mit der Herrschaft der Maschine gelangte auch jene Strömung zu uns, die dem in Erz geritzten Gedanken und der Schönheit der durch den Stichel hervorgebrachten graphischen Linien Anerkennung erwarb.

Auch der Kupferstich ist in der Vergangenheit der graphischen Kunst Ungarns nur mit einzelnen Denkmälern vertreten. Zuerst mußte durch Viktor Olgvai ein Publikum erzogen werden, dann begann der Kampf gegen die allzu malerische Betrachtungsweise, die dank den vom Ausland kommenden Anregungen, in den zwanziger Jahren auch überwunden wurde. Die Schar der Graphiker und ihrer Freunde nahm immer mehr zu. Nicht gering war auch die Anzahl jener hervorragenden ungarischen Maler, die auch den Stichel mit großer Vorliebe handhabten. Hier stellte sich eben die malerische Sehweise des Ungartums in die graphische um. Da der Künstler auf die Kupferplatte, die zur Ätzung vorbereitet war, hemmungslos zeichnen konnte, ohne auf Widerstand der Materie zu stossen, wandten sich die meisten ungarischen Künstler mit Vorliebe dem Kupferstich zu.

Die ungarischen Lithographen sind Schöpfungen der kleinbürgerlichen Kunst des vergangenen Jahrhunderts. Auch hier, wie in anderen Zweigen der Graphik, haben wir deutschen Anregungen, zunächst denen der auf diesem Gebiet in Ungarn arbeitenden deutschen Künstler manches zu verdanken. Die geschmeidige Formensprache der Lithographie befriedigte infolge des einfachen Herstellungsverfahrens bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die lebhaftete Nachfrage nach Bildern, die der romantische, sentimentale, kleinbürgerliche Geschmack verlangte. Besonders eignete sich die Lithographie zu Porträtzeichnung, da der Künstler das menschliche Antlitz am leichtesten, ohne die geringsten Schwierigkeiten auf den Stein zeichnen konnte. Den ausländischen Beispielen folgend lernten es bald auch die ungarischen Maler, wie man durch menschliche Eitelkeit den Weg zu den sich schwer öffnenden Geldbeuteln der Aristokratie findet.

Indessen bestand die Bedeutung des Holzschnittes auch darin, daß er das Publikum auch für andere Kunstzweige gewann. Denn eben die

Lithographien waren es, durch die die großen Volksmassen zunächst bedeutende Kunstwerke, die Schönheiten heimischer und ausländischer Landschaften, ihre archäologischen und volklichen Eigenheiten kennen lernten. Aber auch vom Gesichtspunkt des Fremdenverkehrs aus ist die Lithographie von hoher Bedeutung. Wer würde z. B. die Verdienste Rudolf Alts leugnen, dem wir Bilder der malerisch-schönen Landschaften des Donaufales mit seinen Städten, Burgen und Ruinen, sowie Blätter aus der Geschichte der heutigen ungarischen Hauptstadt verdanken. Lange Zeit war die ungarische Lithographie in deutscher Hand: deutsche Künstler erhalten den größten Teil der Aufträge und sammeln Abonnenten. Aber auch die Anzahl der ungarischen Talente nimmt immer mehr zu. Da bricht der ungarische Freiheitskrieg aus. Der verlorene Kampf lähmt lange Zeit jede Unternehmungslust. Vergebens zeichnet Pettenkofen erschütternd schöne Bilder: es gibt kaum jemand, der ihm Beachtung schenkt. Doch erwacht die Nation bald aus ihrer Ohnmacht. Die gewaltig aufblühende romantische Dichtung verlangt nach bildlicher Darstellung. Hätte es wohl für den Lithographen geeignetere, dankbarere Themen geben können, als Bilder zu den Sagen Kisfaludys, den epischen Dichtungen Vörösmartys oder die Typen ungarischen Bauertums und Bürgertums, die man freilich im Rausch des nationalen Optimismus vielfach verzeichnete.

Neben den Künstlern und Buchdruckereien der Hauptstadt soll auch auf die bedeutende Anzahl der Provinzwerkstätten hingewiesen werden. Auch die Sammlungen siebenbürgischer Familien bewahren eine Menge von unbekanntem Lithographien, deren Künstler größtenteils in Vergessenheit gerieten. Wer kennt wohl heute den Namen Gabriel Me'leghs, eines der bedeutendsten Vertreter des Biedermeiers? Fast ebenso unbekannt ist der Name des ruhelosen romantischen Nikolaus Szerem'ey, der fast immer unterwegs war. In London arbeitete er ein ganze Reihe von Erfindungen aus, aber das Schicksal zog ihm fast immer einen Strich durch die Rechnung. Auch der bedeutendste ungarische Lithograph, Nikolaus Barabás, starb unbekannt nach langer, schwerer Krankheit. Die vielen Bildnisse und Modebilder konnte er kaum auf Stein zeichnen. Um den Tausenden von Aufträgen nachzukommen, mit denen ihn die Schriftleiter von Zeitungen und Zeitschriften überhäuften, sah er sich gezwungen, einen lithographischen Betrieb einzurichten. Es versteht sich von selbst, daß die gehetzte Arbeit zur Manier führen mußte. Dasselbe Los wurde auch dem in der Karikaturzeichnung einzig dastehenden Johannes Jankó zu teil. Die eilige Arbeit zwang diese Künstler sich selbst zu wiederholen, und in der Jagd nach dem Gelde blieb ihnen keine Zeit, ihr gewaltiges Können zu zeigen.

Heute hat die Lithographie nur wenig Anhänger. Gelegentlich befassen sich viele mit ihr, berufsmäßig dagegen nur wenige, eine Erscheinung, der wir übrigens in ganz Europa begegnen. Immerhin finden wir auf allen Ausstellungen schwungvolle, anschauliche Lithographien, die sich in den Rahmen der allgemeinen graphischen Kunst eingliedern.

In aller Eile zogen wir durch das Gebiet der ungarischen Graphik. Leider kann sich das Ungartum keiner graphischen Überlieferungen rühmen, wie die großen Nationen des Abendlandes, deren zusammen-

hängende, ungebrochene graphische Kultur die Graphik der Gegenwart hervorbrachte. Wer aber die geschichtliche Kontinuität der ungarischen Graphik bemängelt und dem Mangel an schöpferischer Kraft zuschreibt, den soll die Geschichte des Ungartums eines besseren belehren. Wer weiß es, was im Laufe von Jahrhunderten der Verwüstung und dem Feuer anheimfiel? Während Ungarn im Tore des Ostens auf seinem Posten stand, konnten sich die Nationen des Abendlandes ruhig ihrer aufbauenden Arbeit widmen. Die Tatsache aber, daß Ungarn, obwohl es auf keine ungebrochene, einheitliche graphische Vergangenheit zurückblicken kann, den führenden Nationen keineswegs nachsteht, daß es ferner die aus Deutschland kommenden künstlerischen Anregungen nicht nur verständnisvoll aufnahm, sondern diese auch artgemäß umgestaltete, zeugt von der schöpferischen Kraft des Ungartums auch auf diesem Gebiet. Die rassische Eigenart der ungarischen Graphik wäre schwer zu bestimmen. Immerhin fällt dem Kenner auf den ersten Blick die ungarische Art auf, die sich aus dem Zusammenwirken von Kräften der Natur, des Geistes und der geschichtlichen Schicksalsgemeinschaft ergibt.

OSZK  
Országos Széchényi Könyvtár

# DIE BALLADE DES GOLDWÄSCHERS

LUDWIG APRILY

*Bei lautem Pochwerk wohnte ich,  
an goldesreichem Bachesrand  
und hatte immer Gold im Sand.*

*Die Sonne staunte Tag für Tag,  
sie sah : ich komme reich daher,  
die Hände sprühn ein Funkenmeer.*

*Der Abend sandte eine Maid,  
sie sprach: der Glanz, wie wunderbar —  
er färbte blond mein schönes Haar.*

*Und draußen weint des Herbstes Laub :  
bestreu mit Goldstaub unser Leid,  
daß prunkvoll sei das Todeskleid.*

*Der Wintersonne Bote sprach:  
Goldnabob, heut schick viel hinauf,  
Die Nebel ziehn zum Gipfel auf.*

*Die Maid blieb aus, das Laub erfror,  
Kein Strahl kam von der Sonne her  
Von meinem Schatz blieb gar nichts mehr.*

*Im Lenz ein winzig Käfer kam :  
Goldkönig, nur ein Stäubchen klein,  
Mein Körper möchte golden sein.*

Übersetzt von Elsa Reitter Podhradzky †

# DIE SCHLANGE

VON LADISLAUS CS. SZABÓ

7.\*

Der Einspanner war schon weit vom Bahnhof. Er roch nach Leder, das Pferd ließ mißbilligend den Kopf hängen. Die Piazza delle Erbe kochte in der Sonne. Türme, Brunnen, verlassene Erker schmolzen in der frühzeitigen Hitze dahin.

Über Ákos sprachen sie erst am letzten Tag.

Sie machten einen Spaziergang gegen Riva und nahmen von der Landschaft Abschied. Sie plauderten über die erste Zeit ihrer Ehe, über die ersten kleinen Krisen, lächelnd, mit zärtlicher Nachsicht, wie man über die Raufereien von Kindern redet. Plötzlich sagte Agnes: »Schade, daß Ákos so rasch abreist«. Ladislaus war so unterrichtet, dieser sei auf einige Tage nach Florenz gefahren. Dann reise er nach Hause, das Geld sei aus bis zum nächsten Jahr; nun könne er wieder die gewölbten Zimmerdecken über seinem Kopf betrachten. »Aber in zwei Monaten kommt er doch zu uns.« Ladislaus wurde rot: »Siehst du, das habe ich ganz vergessen.«

Seitdem kam Agnes darauf, daß Ákos nicht im geringsten lügt. Sárosis hatten nur zur Hälfte recht: Ákos ist intelligent und nett. Eigentlich ist das Leben ja in der Tat in einem alten ungarischen Herrenhaus und an der griechischen Küste am schönsten. Man muß den Gedanken nur erfinden, gleich wird er schön und natürlich. Die alten Ungarn lebten in Gedanken fast alle so: sie waren »Khane und Senatoren«, sagte ihr Vater von seinen Ahnen. Auch Ákos lebte so, und tat zuweilen noch eine Wallfahrt dazu. Im Zeitalter des Autos und bei den heutigen Produktpreisen hätte vielleicht auch Berzsenyi, der Dichter und Landwirt, für eine Romreise Geld gehabt.

Hinter dem Bienenhause döst die Schlange. Sie windet sich an dem Nußbaum empor, und läßt ihren Kopf mit den klugen Augen herabhängen. Agnes erinnerte sich Wort für Wort, was Ákos über die Schlangenaugen sagte. Das Gespräch, das darauf folgte, verstand sie aber nur dunkel.

Ein einziges Mal hatte er gelogen. Als er sagte, er sei auch *nur* ein Mensch. Dies sagte er wie jemand, der fest an seine übermenschliche Kraft glaubt.

In der Nähe des Ponte di Pietra blieben sie stehen.

— Dies ist das Geheimnis — sagte Ladislaus. — Dieses Hotel.

Es war ein zweistöckiges, unfreundliches altes Haus, im schmalen Korridor standen alte Schränke, in dem dunklen Bureau saß ein Buckliger.

— Hier wollen wir wohnen? — fragte Agnes betroffen.

— Ja gewiß. — Seine Stimme war fast feierlich und befehlend. — Dies ist unser Familienhotel.

Er verhandelte lange mit dem Italiener, dann führte sie der Hausdiener in ein hübsches altmodisches Zimmer. Auf dem Waschtisch stand eine blaue Waschschüssel mit gelbem Muster, der Kronleuchter war wie eine Eisenkrone.

\* Vgl. 1—4 im Januarheft, 5—6 Februarheft.

— Warum sagtest du vorher, dies sei euer Familienhotel?

Ladislaus antwortete, indem er seine Kleider aus dem Koffer nahm :

— Ich kam vor zwei Jahren darauf. Im Nachlaß meines Vaters fand ich eine Schatulle mit Familienpapieren, ich glaube, niemand berührte sie seit hundert Jahren. Ich sah sie einmal gründlich durch. Da stellte es sich heraus, daß sogar zwei von meinen Ahnen in Italien waren ; der eine nur in Venedig, und sah auch dort nicht viel, nach den Briefen muß er wohl ein richtiger Dummkopf gewesen sein. Umso interessanter sind dagegen die vierzehn Briefe des anderen. Ich forschte nach seinem Leben und erfuhr, daß er sich als Hauslehrer bei den siebenbürgischen Magnaten etwas Geld zusammensparte und nach Rom fuhr. Den letzten Brief schrieb er am sechsten April des Jahres 1821, hier aus Verona. Auf dem Brief stehen von einer Frauenhand, ich glaube von der seiner Mutter, einige Anmerkungen, aus denen sich ergibt, man habe ihn ermordet.

— Hier in diesem Hotel?

— Ja, in diesem Hotel ; seine Mutter schrieb auch den Namen des Hotels auf. Ich fragte vorhin den Italiener, wie alt das Haus sei, er sagte, mindestens hundertfünfzig Jahre. Also war es hier.

Agnes ließ ihren Koffer unberührt.

— Wegen einer Frau? — fragte sie still.

— Das weiß ich nicht. Wahrscheinlich wurde der arme Kerl für einen reichen Sammler angesehen, vielleicht war es der Diener, die Magd oder ein gelegentlicher Reisegefährte. Aber komm, nun wollen wir essen.

Sie gingen über die knarrende Holztreppe, irgendwoher kam ein scharfer Sonnenstrahl.

— Du hast doch einen sonderbaren Geschmack, Laci.

— Warum denn? Soviel Familienromantik kannst du mir wirklich verzeihen.

Man konnte sehen, daß er in diesem Punkt sehr empfindlich war.

— Wir hätten ja auch in einem freundlicheren Hotel absteigen, und dann herkommen können, dies da anzusehen.

Sie verzehrten das Mittagessen wortlos. Der Fisch war verdächtig, Agnes schob den Teller nach dem dritten Bissen von sich. Sie aßen spät, die übrigen Fleischgerichte waren schon nicht mehr zu haben. Der schwarze Kaffee war nicht zum Trinken.

— Geh nur hinauf, — sagte sie nach dem Essen. — Ich kaufe mir auf dem Markt Orangen, man muß ja von etwas satt werden.

— Findest du hin?

— Aber freilich. Ich habe ja schon Übung in der Besichtigung von Städten. Wo ein hoher schlanker Turm steht, ist der Hauptplatz.

Sie kam erst nach einer guten halben Stunde zurück.

— Hast du geschlafen? — fragte sie zerstreut und rollte die Orangen auf den Tisch.

Ladislaus lag auf dem Bett.

— Nein. Ich war etwas unruhig wegen dir.

— Das tut mir aber wirklich leid. Ich habe Ákos getroffen. In einer Stunde fährt er nach Venedig. Er sagt, du hättest dich geirrt, er habe nie die Absicht gehabt, nach Florenz zu reisen. — Sie zog die Handschuhe aus und warf sie auf den Tisch. — Du, Laci, ich habe eine große Bitte an dich. Ich fühle mich hier

nicht wohl. Und morgen werden wir ja schon mit Sárosis sein. Ich möchte gerne schon heute mit Ákos fahren.

Nun war auch schon ihre Stimme fest. Ladislaus stand auf.

— Agnes, ich erzähle dir alles etwas zu spät. Auch diese Überraschung in Verona habe ich zu lange verheimlicht und offenbar ist sie nicht gut gelungen. Nun will ich daher keine Geheimnisse haben, — ich hatte in diesen Tagen mit Ákos ein Gespräch unter vier Augen.

— Das ahne ich seit langem. Habt ihr über mich gesprochen?

— Über dich und über uns beide. Ich bat ihn, aus unserem Leben zu verschwinden. Er hat mir sein Versprechen gegeben und bricht es schon jetzt.

— Bist du eifersüchtig?

— Nein.

— Das ist übertrieben. Du hast in der Tat keinen Grund dazu, doch könntest du es auch bescheidener, mit weniger Selbstvertrauen sagen. Etwas Zögern wäre mir lieber gewesen. Übrigens brach Ákos sein Versprechen nicht. Ich habe ihn vor einem Autogeschäft angesprochen, und fragte ihn, ob dies hier Florenz sei? Er erwiderte darauf, daß es ihm nicht im Schlaf einfallt, nach Florenz zu reisen. Ich bat ihn nun, mich mitzunehmen. — Auf einmal brach es aus ihr heraus: Es gefällt mir hier nicht, ich will nicht hier bleiben, laß mich nach Venedig!

Ladislaus nickte.

— Gut. — Er nahm den Fahrplan und blätterte. — Zum Glück hast du nicht ausgepackt. In einer halben Stunde geht ein Zug, mit dem kommst du noch vor Abend an. Ich würde mit dir fahren, wenn ich nicht gerne diese Nacht hier verbringen möchte. Darauf habe ich mich schon seit langem gefreut. Doch Ákos sollst du nicht wieder treffen.

Agnes ergriff seine Hand.

— Verzeih Laci, ich weiß, daß ich mich nun übel benehme. Ich bin unruhig... schwach... ich weiß nicht, was mir fehlt...

— Vielleicht weiß ich es. Ich begleite dich auf den Bahnhof.

Agnes saß an dem Fenster. Im Abteil waren noch zwei Männer, der eine ein Offizier, der andere ein Zivil, soweit kannte sie die Gesichter hier schon, daß sie den Offizier für einen echten Italiener, den anderen nur für einen Venezianer hielt. Sie saß mit einem neuen Gefühl zwischen ihnen. Die beiden Männer blickten sie fast gleichzeitig lächelnd an, sie wurde flammend rot und sah rasch zum Fenster hinaus. Offenbar lasen sie die Gedanken aus ihrem veränderten Blick. Ob es wohl Laci auch bemerkte? Seitdem sie wußte, wer im Zimmer siebzehn wohnte, mußte sie stets an die Nacht in Venedig denken. Auch damals erwachte sie und hörte, wie Ladislaus sie zweimal, dreimal rief. Zuerst wollte sie antworten, aber etwas hielt sie zurück. Die Scham, und mehr noch die Neugier. Die Frau war wahrscheinlich fremd, vielleicht eben aus Venedig. Später am See vergaß sie die ganze Geschichte, es fehlte der Körper zu den Stimmen. Aber seit dem Abend in Torbole wußte sie, wen sie sich in die Szene denken soll. Eine heiße Welle überflutete sie, sie hatte Angst, die beiden Italiener könnten wieder aus ihrem Blick lesen. Sie ging aus dem Abteil und zündete sich eine Zigarette an. Der eine Italiener kam sofort heraus und lehnte sich neben ihr an die Tür des Abteils. Ein andermal hätte sie sich darüber köstlich unterhalten. Nun aber war in ihr alles verändert, sie spürte Ekel, aber gemischt mit Verwirrung, Angst und Neugier. Plötzlich bekam sie Brechreiz und warf die Zigarette weg. Sie blickte nun der Wahrheit zum erstenmal in die

Augen. Die Wahrheit aber war, daß sie die Erinnerung an Ákos, und die rätselhaften Hitzewellen, die sie überfielen, um jeden Preis los werden mußte.

Rechts, am Rand der sumpfigen, üppigen Ebene zog sich eine gold-violette Hügellinie dahin, weiße Villen, zackige Türme blitzten auf. Links war die Landschaft noch ein Vasall der Alpen, rauh, winterlich. Der Zug raste durch Schlachtfelder, durch Geburtsstätten großer Maler und Architekten.

Es war noch hell, als sie in Venedig ankamen, auf dem perlmutterfarbenen Himmel tanzte die gelbe Monsichel. Auf den Treppen des Scalzi herrschte große Bewegung, die Menschen gingen auf ein kurzes Gebet, wie in anderen Ländern in die Trafik. Das Wasser im Canale Grande schäumte auf, an ihrer Gondel zog ein buntes gedecktes Motorboot vorbei, darin eine alte Dame mit einer Spitzenhaube. Ein begeisternder Lärm, Abschied, Lockrufe zitterten über der Stadt, heute geisterten die alten Segel und stolzen Banner. Venedig war im Aufbruch, wie jeder Dichter in der glitzernden Abenddämmerung im Aufbruch ist; der Himmel ist voll Hoffnung, voll Verheißung, in den Fenstern entzündeten sich Flammenzeichen, die Schwalben fliegen und stürzen, und man fühlt, daß Liebe vorbei ist und Liebe kommt. Der Küster geht durch die Kirche, hört einen Seufzer, und schmiegt sich an eine Säule; wieder seufzt jemand und nun weiß er schon, daß die Gräber seufzen; der Ritter stöhnt in seinem Panzer, der große Spieler seufzt nach dem Pharao und der Maler möchte noch einmal heraufkommen, um einen letzten Sonnenuntergang zu malen. Der Gondolier bog heute in den Seitenkanal ein. Sie näherten sich allmählich dem Schauplatz der nächtlichen Tat.

Ákos war also der Mann, in dessen Armen diese Frau weinte und jubelte, wie die Eingeweihten der uralten Mysterien. Agnes ahnte bereits das Altertum dieses Mannes. Das hat wohl auch einen anderen Namen. Die Glocken läuteten, das Treiben wurde stets lauter. Bei der kleinen Brücke stand der Hausdiener, begrüßte sie mit breiten Gesten, und half ihr beim Aussteigen. Wir hatten schwere Jahre, dachte sie, und es kommen noch schwerere. Aber Laci ist es wert. Auch die Spatzen waren da; ihr Freund, der Kellner verließ sie auf einen Augenblick.

Therese saß auf der Dachterrasse. Es wurde schon ganz dunkel.

— Bist du allein gekommen?

— Ja.

Agnes fing an zu weinen. Plötzlich fehlte ihr sehr ihr Gatte.

— Da hast du mein Taschentuch. Heute Nacht schläfst du bei mir, Albert geht hinüber in euer Zimmer.

Die Tränen kamen anfangs reichlich und durchnäßten das Taschentuch in wenigen Minuten. »Oh wie gut!« seufzte sie, später waren es nur mehr einzelne Tropfen. Den ganzen Nachmittag würgte sie das Weinen, nun erst wußte sie, wie furchtbar diese Fahrt von Verona bis Venedig war.

— Habt ihr euch gestritten?

— Du weißt doch, daß wir nie streiten. Laci wollte einen Tag allein in Verona bleiben.

— Sagte er das?

— Er sagte es nicht, aber ich fühlte es. Und auch das Hotel war unfreundlich.

— Ich denke schon, dort, wo einer seiner Ahnen ermordet wurde. Davon hat er schon etwas erzählt, als er noch unverheiratet war. Sei nicht böse, aber ich glaube, du hast die Sache etwas übereilt.

Agnes trocknete die Augen.

— Hoffentlich kommt er morgen mit dem ersten Zug.

— Allerdings kommt er, hab keine Angst.

Albert Sárosi erschien und kam bei der Begrüßung wie gewöhnlich in Verlegenheit. Der Handkuß glitt irgendwie in die Luft.

— Laci sah ich noch nicht.

— Er kommt erst morgen — sagte Therese. — Heute schlafe ich mit Agnes, du gehst hinüber in ihr Zimmer.

Beim Abendessen wurde Agnes sogar heiter.

Sie liebte den alternden Musiker mit seinen rosigen Wangen ; ihrem Vater und Gatten fehlte eben diese heitere Gleichgültigkeit. Dabei war Sárosi auf seine Art auch leidenschaftlich ; den Namen Bach konnte er so aussprechen, daß sich die Eichen vor Ehrfurcht beugten. Selbst galant konnte er sein, dann lachte er mitten im Kompliment, und winkte ab. Agnes erzählte, daß sie in Salo waren.

— Habt ihr nicht Ákos Kantu getroffen ?

— Doch. Eben dort, wo auch ihr ihn getroffen habt.

Sárosi wiederholte ahnungslos den Satz von Mailand :

— Ein netter, intelligenter Mensch.

— Ja. Allerdings, zuerst habe ich Therese recht gegeben.

Therese sah sie überrascht an.

— Wieso mir ?

— In Mailand sagtest du, du könntest ihn nicht leiden.

— Freilich, freilich, das vergaß ich bereits. Und später gefiel er dir schon ?

— Er ist ganz nett. Nun sehe ich ihn schon ganz klar.

— Das glaube ich weniger. Ich kenne ihn bereits seit zehn Jahren, und kenne ihn schlecht. Habt ihr Freundschaft geschlossen ?

— Tja, mein Gott . . . Laci und Ákos sind zwei Welten.

— Ja, dies stimmt.

Agnes wurde rot.

— Sag mal Therese, wovon lebt eigentlich dieser Mensch ?

— Nicht von dem, von dem Albert oder Laci leben.

Sárosi lachte so heftig, daß er die halbgeschälte Orange weglegte.

— Er lebt aber auch besser, als wir.

Man hörte die Glocken läuten. Der Speisesaal ging auf den kleinen Garten, in dem sie am ersten Tag frühstückten. Nach dem Abendessen saßen sie draußen ; der Turm beugte sich auch heute über den Garten, er zitterte noch vom Glockengeläute, im Efeu hausten die Katzen, wie damals. Vom Canale Grande ertönte zeitweise ein Ruf, doch war die Luft nicht mehr abendlich erregt. Die Toten ruhten in ihren Gräbern, schwarze Marmorklaven hüteten des Dogen Schlaf. Agnes zitterte plötzlich vor Kälte. Therese bemerkte es und stand sofort auf ; »morgen hast du schon das Ganze vergessen«, tröstete sie die andere im Hinaufgehen.

Aber bis dahin lag noch die Nacht vor ihr. Die Schlange erwachte, machte eine blitzschnelle Bewegung, glitt in das Boot, und wand sich um Laci ; sie sah nur mehr sein vor Grauen verzerrtes, flehendes Gesicht. Agnes sprang auf, fiel aus dem Boot, sank und sank, ein Tiger schwamm auf sie zu, er hatte lange blutrote Krallen, sie hörte einen Schrei, es war ihre eigene Stimme.

Dann stach ihr ein scharfes Licht in die Augen, ein blendender Sternenkranz. Später erinnerte sie sich, daß es nur die Nachtlampe war ; Therese beugte sich über sie.

— Du hast Ákos gerufen — sagte sie traurig. — Es wird schon vergehen. Auch ich habe ihn einmal geliebt.

Sie hielt ihr ein Glas an den Mund; Agnes trank gierig, das Wasser rann auf ihr Nachthemd.

## 8.

Ladislaus ging nach dem Abendessen an das Ufer der Adige. Aus dem Wasser stieg ein kalter Gletscherhauch, Verona liegt im Tor der Alpen: wie eine barbarische Schildwache, die auf die Lanze gestützt, mit ungeduldiger Treue über Roms Schlaf wacht. Diese Stadt sah stets als erste die Kaiser aus dem Norden, die kamen, um Italiens Liebe zu erzwingen, sich auf die Knie ließen, fluchten, schmeichelten, das Schwert zogen und in ihrer unerwiderten Liebe alles durch Mord und Brand verwüsteten. Italien schrie gellend, sie aber wünschten wollüstige Seufzer, krönten Dichter, vernichteten Städte und starben dann plötzlich am Sumpffieber, an einem Fliegenbiß, an der Kolik oder an einem verdorbenen Fisch. In Verona trafen sie noch mit einem ganzen Menschenwald ein, schrien nach Liebe, Lächeln und Zärtlichkeit; in der Mitte des Landes hatten sie nur mehr einige hundert Ritter; ein halbes Jahr nach der Dichterkrönung, den Titelverleihungen, dem Vernichten der Städte verschwanden sie auf einem Seitenweg, und später konnte man hören, wieder sei im Lande ein Kaiser gestorben. Italien konnte sich kaum mehr an seinen Namen erinnern. Es verachtete den Sieger und beschenkte den Pilger, zahlte für Demut mit Schönheit, und für Gewalt mit Verachtung, die den Eroberer tötete. Es ließ durch seinen Diener sagen: für Goethe bin ich zuhause, die Cäsaren mögen zum Teutel gehen.

Es fiel ihm wieder die Romreise ein. Jemand aus der Familie mußte doch stark über Goethe träumen, daß er sich so genau und so oft an diese Reise erinnert. Offenbar ging ihm in der Familie schon jemand voran, für den diese Reise Sinnbild, Beispiel und Anregung gewesen sein mochte. Auch bevor der ungarische Asienforscher Alexander Körösi Csoma seine Reise antrat, träumte ein ganzes Dorf Jahrhunderte von den Verwandten im Osten. Er wußte auch, wer dieser Vorgänger war. Der Mann, der hier in Verona ermordet wurde.

Eines abends schnürte er sein Bündel im kleinen Haus in der Beltordagasse, seine Mutter wachte mit dem Sohn, der auf weite Reisen ging. Sie nahmen den Kelch, aus dem sein Vater zu seinen Lebzeiten das heilige Abendmal verteilte, und tranken aus ihm. Der Sohn sprach viele Sprachen, selbst hebräisch, seine Lehrer wollten ihn zum Pfarrer bilden. »Wer fünf Talente empfangt, ist fünf schuldig.« Vermutlich war es diese biblische Pflicht, und das kleine Siebenbürgen, vor denen er sich auf die leuchtende Straße, den Weg der Kaiser, Kunstsammler, den Weg Goethes flüchtete. Mit seinem ersparten Geld wollte er ein Jahr in Rom verbringen: dies war die Frist, die er seiner Mutter und den Lehrern eingestand. Allein seine rebellische Seele flüsterte ihm zu, er werde für immer dort bleiben. Die Mutter ahnte etwas, sie saß mit verwelktem Mund, totem Gesicht, und blickte ihren Sohn still und entsetzt an. Im Morgengrauen brach er nach Monostor auf, der Friedhof von Kolozsvár, die Schule in der Belfarkasgasse und das Haus des Weinbauers, in dem der kleine Matthias Hunyadi zur Welt kam, blieben hinter ihm zurück. Er kam zu Fuß und im Leiterwagen weiter, auf der Höhe des Königsteiges schnauften die Pferde aus, er blickte nach Ungarn

hinab. In dem Morgendunst schwebte ein eherner Reiter, Marcus Aurelius. Goldene Architrave, Säulen, römische Brunnen tauchten im Nebel auf, in einigen Monaten wird auch er aus solchen trinken. Auf seiner ersten Legation sprach er über die Frauen von Samaria, und schilderte den Bauern eine junge Römerin bei einem römischen Brunnen mit einem römischen Krug in der Hand. Sie aber verstanden es und ersuchten ihn, auch ein andermal eine so schöne Predigt hören zu dürfen . . .

Es schlug Mitternacht. Ladislaus brach den erfundenen Lebenslauf ab und ging nach Hause. Die Märchenfäden zerrissen, das Ganze war nur dazu gut, um zwei schwere Stunden zu verjagen; es wäre auch schade, das Märchen weiter zu weben. Es gibt keine zwei gleichen Schicksale. Goethe war reich und wurde von der Romreise noch reicher; er liebte und kannte sich selbst, und fand in Rom noch mehr sein eigenes Ich. Der Flüchtling aus Siebenbürgen dagegen wollte sich verlieren, wie man auf dem Wege unbemerkt ein gefährliches Ding fallen läßt, etwas verraten, das so lange her ist, daß wir es selbst dem Namen nach nicht mehr kennen. Vielleicht hätten es seine Zeitgenossen noch sagen können, was es war, Siebenbürgen oder die Armut, der Verzicht, die Schule, oder einfach nur die Last seiner Seele. Er kam nicht weit; möglich, daß ihn schon in Verona die Strafe traf, mit der er tagelang wanderte und in einem Zimmer wohnte. Möglich auch, daß ihn die Rache plötzlich, aber nicht unerwartet ereilte, in der Gestalt eines Hausdieners oder einer Kellnerdirne. Niemand vermag gegen die Last seiner Seele zu leben.

In dieser Nacht verzichtete Ladislaus endgültig auf das leichte Leben. Soweit er nur kann, wird er seine Natur erleichtern, viel kann er allerdings nicht an ihr ändern. Das schwerere Ende der Fesseln hält Agnes, die ohne ihn vielleicht auch anders, leichter leben könnte. Bittet sie ihn darum, so läßt er sie los. Allein er wußte, sie würde ihn nicht bitten. In Agnes war irgendein altmodischer, hoffnungsloser Heroismus.

Er lag bei offenem Fenster und ließ die Lampe brennen, damit der Geist leichter hereinfinde. Fast wünschte er sich sein Erscheinen. Das Fenster öffnet sich noch mehr, der Geist setzt sich an sein Bett, wirft sein Hemd ab und zeigt ihm den Stich im Rücken. »So ergeht es dem, der seine Seele betrügt.« Ladislaus empfand nicht die geringste Angst. Sein einziges Gefühl war Mitleid. Er bedauerte den Toten, daß er nicht nach Rom kam, Agnes, daß sie nicht Ákos gehören kann, und wenn sie ihm gehören würde, nach einer Woche zurückkehrte; er bedauerte Ákos, daß er stets bis zum Überdruß satt wurde, und sich selbst, daß Gott die Erlösung vor ihm so tief verbarg.

Am nächsten Vormittag kam er in Venedig an. Agnes stand im blauen Frühlingmantel, ohne Hut an der kleinen Brücke; sie wartete seit dem Morgen auf ihn. Sie half ihm aus dem Boot und gab ihm einen schwesterlichen Kuß. »Hast du gut geschlafen?« fragte sie ihn zärtlich, wie ihr Kind. Dies war der Blick, den ich zwischen Kelenföld und Gárdony erhaschte.

Sie aßen zu Mittag, und fuhren dann mit einem Motorboot zu den Inseln hinaus. Auf der einen war eben für eine Kirche und einige Fischerhütten Platz. am Ufer saßen Frauen und klöppelten. Im offenen Turm schwang eine Glocke, aber man hörte keinen Ton. »Non suona?« fragte Ladislaus. Der Italiener nickte und stellte seinen Motor ab. Einen Augenblick herrschte Stille, dann flog das emsige Glockengeläute über sie hin. »Kleine Vögel fallen aus dem Nest«, lächelte

Agnes verzaubert. In Torcello stiegen sie aus, am Ende der Insel moderte ein verlassenes Venedig zwischen Gemüsegärten, wie ein halbfertiges bahnbrechendes Genie, das sich vor seinem weltberühmten Nachfolger zurückzieht. Als sie nach Hause kamen, dämmerte es schon.

Inzwischen wurde Ladislaus gesprächig; er war so klug und ermüdend, wie am Anfang ihrer Reise. Er legte den Arm um ihre Schulter.

— Sag es nur, wenn es dir zu langweilig wird.

Agnes lächelte.

— Du weißt doch, daß ich dich so am liebsten habe. Ich liebe es, wie du dich schülerhaft begeisterst, vor einem Bild in Feuer, über einem alten Namen in Wut kommst; ich liebe es, daß dir die Vergangenheit voll persönlicher Angelegenheiten ist, und du bei jeder um irgendeine Wahrheit ringst...

— Du sagst es richtig, ich ringe darum.

Da bemerkten sie, daß sie sich verirrt hatten.

— Ich werde dich schon führen — sagte Agnes — meinem Instinkt nach.

Nach kurzer Zeit kamen sie zu einer Kirche. »Die kenne ich schon«, meinte Ladislaus beruhigt. Er ging doch lieber nach seinem Wissen, als nach dem Instinkt seiner Gattin. Die Kirche war nicht besonders schön. Hinten tollten zwei Kinder, und stießen einen Stuhl um. Über dem Altar lehnte die Heilige Barbara, die Lampen wurden angezündet. Sie saßen lange auf den niederen strohgeflochtenen Stühlen.

*... Ist es nicht Zeit, daß wir liebend uns vom  
Geliebten befreien und es bebend bestehn: wie der  
Pfeil die Sehne besteht, um gesammelt im Absprung  
mehr zu sein als er selbst. Denn Bleiben ist nirgends.*

Er brach ab, sah sie an.

— Sprich nur weiter. Ich weiß, du liebst es, Gedichte zu sprechen.

*Wo immer du eintrittst, redete nicht in Kirchen  
zu Rom und Neapel ruhig ihr Schicksal dich an?  
Oder es trug eine Inschrift sich erhaben dir auf,  
wie neulich die Teufel in Santa Maria Formosa...*

Wieder brach er ab.

— Das ist diese Kirche.

Eine Weile blieben sie noch sitzen. Im Tor fragte Ladislaus:

— Agnes, liebst du mich noch?

Sie blickte ihn mit einer Hingebung an, wie die Wasserträgerin Jesus.

— Du fühlst es doch.

— Ja, ich fühle es. Eher hätte ich fragen sollen, ob du mich ein Leben hindurch ertragen kannst?

Das Ehepaar Sárosi saß in der Halle. Von dem Speisesaal her hörte man Tellerklappern, die Tische wurden zum Abendessen gedeckt. Therese sagte zu ihrem Gatten:

— Albert, die Jungen sind da.

Ladislaus und Agnes sahen sich an. In ihrer Stimme lag wütende Ironie, wahrscheinlich hörte es auch Therese selbst, denn sie nahm sich sofort zusammen. Es fiel ihr ein, daß niemand hier auf Erden siegt. Der eine harrt auf dem Felsen aus, der andere gibt der Versuchung nach und steigt nach Sodoma hinab. Jeder aber beneidet den anderen.

— Gehen wir lieber in eine kleine Gastwirtschaft — schlug sie versöhnend vor —, dort gibt es mehr Überraschungen.

— Damit gingen sie : vorne die beiden Frauen, hinter ihnen die Männer. Therese zeigte einmal auf ihren Schatten.

— Ich könnte dein Sancho Panza sein.

— Agnes lachte mitleidig.

— Beneidest du mich ?

— Es klang wirklich danach. Obwohl ich niemanden mehr beneide.

Als sie gegessen hatten, zog Agnes den Hundertliraschein hervor. »Heute bezahle ich den Wein«, sagte sie errötend. Und sie bestellte Alt-Veroneser.

Den nächsten Tag fuhren sie gegen Abend ab. Nur Therese kam auf den Bahnhof, der Organist stand unterdessen allein und erschüttert vor Tintoretto's Letztem Abendmahl. Es geschah zum erstenmal, daß er ein Bild nicht nur sah, sondern auch hörte: der Schleier fiel von einer anderen, gleich hochgestellten Ausdrucksform, durch die die Seele sich befreit. »Auch diese wissen, was göttliche Gnade ist«, dachte er gerührt. Monteverdi und Bach erwirkten unerwartet Poussins und Tintoretto's Himmelfahrt. Der Gondolier kam in die Kirche und zupfte ihn am Ärmel. »Wir haben nur eine halbe Stunde ausgemacht, mein Herr.«

Sie glitten der Giudecca zu, hinter seinem Rücken klagte der Gondolier im venezianischen Dialekt über sein Handwerk, das der Vater dem Sohn vererbte. Sie warfen ihren Tageslohn in das taube Wasser. Sárosi lachte auf.

— Aber ihr habt die Dogen überlebt !

Auch der Ruderer lachte, der rotbäckige alte Herr gefiel ihm. Als er zu Hause ankam, war seine Frau schon vom Bahnhof zurück. Während des Abendessens sagte Therese plötzlich :

— Eigentlich tut es mir leid um sie.

Sárosi antwortete nicht. Er träumte davon, sich für eine Nacht mit diesem Bild einschließen zu lassen.

Agnes wachte mitten in der Nacht auf. Die Landschaft war mondhell, sie glaubte, es sei der Karst.

— Wann kommen wir an die Grenze ? — seufzte sie im Halbschlaf.

— Wir sind schon längst über die Grenze. Schlaf, mein Herz.

## 9.

Sie haben zwei Töchterchen, die eine trippelt schon. Ich sehe sie zuweilen auf dem Blocksberg. Sie luden mich wiederholt ein ; ich versprach auch zu kommen, doch schrack ich im letzten Augenblick stets zurück. Ich liebe die problematischen Menschen nicht, da ich selbst genug schwere Stunden habe. Wenn Ákos manchmal nach Pest kommt, gehen wir gemeinsam zu Tisch. Auch seinen Vater sehe ich, wie er mit zittriger Hand, und wässrigem Blick auf die Trabrennbahn eilt. Die Schlange kam im vergangenen Winter um.

*Schluß.*

# BÜCHERSCHAU

UNGARISCH-RUMÄNISCHE GEISTIGE BEZIEHUNGEN. (*Magyar-román szellemi kapcsolatok.*) Von Ladislaus Gáldi. Verlag der Magyar Szemle-Gesellschaft, Budapest, 1942. 80 S.

Verf., Professor für rumänische Philologie an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), der sich durch seine streng wissenschaftlichen, stets philologisch zuverlässigen Studien bereits auch im Ausland einen guten Namen erworben hat, faßt in diesem Büchlein vor allem die Ergebnisse eigener Forschungen über die geistigen Begegnungen des Ungartums und Rumänentums vom Mittelalter bis auf unsere Tage knapp, aber lichtvoll zusammen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Abschnitte über die Anfänge rumänischer Wissenschaft und ihren Beziehungen zur Universitätsdruckerei in Buda (Ofen), die ungarischen Wurzeln rumänischer Belletristik, sowie die im rumänischen Schulwesen Siebenbürgens hervortretenden ungarischen Einflüsse. Trotz des eng bemessenen Rahmens begnügt sich Verf. keineswegs mit Behauptungen allgemeiner Natur, sondern ist bestrebt seine Ausführungen möglichst durch Textzitate namentlich rumänischer Dichtungen zu belegen. Jedenfalls würde es sich empfehlen, das Büchlein auch in deutscher Sprache erscheinen zu lassen, da es nicht nur dem Laien, sondern auch dem Fachmann fruchtbare Anregungen zum weiteren Studium gibt. Auch der bibliographische Anhang zeugt von der anerkanntenswerten Zuverlässigkeit der Arbeit.

GESCHICHTE DER RUMÄNEN. Herausgegeben von Ladislaus Gáldi und Ladislaus Makkai. Ostmitteleuropäische Bibliothek. Nr. 36. Budapest, 1942. 488 S. Mit zahlreichen Bildern und Mappen.

Im Jahr 1941 erschien das Werk in ungarischer Sprache. Mit Rücksicht darauf, daß die erzielten Resultate der neueren wissenschaftlichen Forschung mit Recht auf das Interesse der ganzen internationalen Welt Anspruch erheben dürfen, wurde das Werk nun auch in deutscher Sprache herausgegeben. Der

Text stimmt nicht ganz genau mit dem der ungarischen Ausgabe überein, weil die Autoren jetzt auch die Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Forschung benützten. Hauptsächlich arbeiteten sie das erste Kapitel um, das sich mit der Frage des Ursprungs der Rumänen beschäftigt. Auch jene bereits früher publizierte wissenschaftliche Wahrheit wurde nun genauer umrißen, daß die Urheimat der Rumänen in Dardania und Dacia mediterranea, in den beiden Provinzen der Zeit des Kaisers Diokletian zu suchen ist, die damals auf dem Gebiet zwischen Nis, Prizren und Sofia lagen. Eine wesentliche Ergänzung der Arbeit ist der Teil, der die Ereignisse der neuesten Zeit behandelt. In dieser Beziehung stehen vor allem die außenpolitischen Wendungen, die auf das Schicksal Rumäniens von entscheidendem Einfluß waren, im Vordergrund der Betrachtung. Im Zusammenhang damit muß festgestellt werden, daß die Friedensdiktate, die in den Pariser Vororten den besiegten Völkern aufgezwungen worden waren, der rumänischen Außenpolitik jahrzehntlang ihr Siegel aufdrückten. Diese Außenpolitik hatte nur eine Sorge: die damals erworbenen Landesteile zu behalten. Große Schwierigkeiten verursachte aber die Frage Bessarabiens, das die Rumänen den Russen entrißen hatten, und das Aufwerfen dieser Frage brachte dann die anderen Fragen, die sich auf die Grenzen bezogen, in den Vordergrund. Da griffen die Achsenmächte ein, für die es ein Interesse von erstrangiger Bedeutung war, in diesem Teile Europas den Frieden zu erhalten. Damit befreiten sich zwar die Rumänen von der Last vieler Staatsbürger, die zu den Minderheiten zählten, aber es stellten sich große innerpolitische Schwierigkeiten ein. Unter solchen Umständen mußte Marschall Antonescu den Aufbau seines Landes in Angriff nehmen.

Zweifellos kommt dieser Arbeit großer wissenschaftlicher Wert zu. Das Buch geleitet uns durch die ganze Geschichte der Rumänen, und wir können nur bedauern, daß seine technische Ausstattung mit der wissenschaftlichen Gründ-

lichkeit nicht auf gleicher Höhe steht. Die rasche Arbeit führte zu zahlreichen, störenden Druckfehlern.

**DIE OSTREISE STEFAN SZÉCHENYIS UND JOHANN WALDSTEINS IM JAHRE 1830.** (*Széchenyi István és Waldstein János keleti utazása 1830-ban.*) Herausgegeben, eingeleitet und mit Erläuterungen von Graf Hugo Kálnoky. Franklin, Budapest, o. J. 318 S. Mit zahlreichen Bildern und Karten.

Im Sommer 1830 unternahm der »größte Ungar«, Graf Stefan Széchenyi in Begleitung seines zwanzigjährigen Freundes Graf Johann Waldstein und des vorzüglichen Wasseringenieurs Josef Bezdécs eine Donaufahrt von Budapest bis Galatz, dann setzte er seine Reise nach Istanbul fort und kehrte nach einmonatigem Aufenthalt über den Balkan zurück. Széchenyi wollte einerseits die Hindernisse der Donauschiffahrt, andererseits die Möglichkeiten des Osthandels erforschen. Die Eröffnung des Eisernen Tores ist auf Grund seiner Erfahrungen auf dieser Fahrt möglich geworden. Das Tagebuch Széchenyis enthält außer seinem politischen Testament eine Schilderung des Balkans nach dem russisch-türkischen Krieg und den serbischen Freiheitskämpfen. Vorliegendes Buch ist die Erstausgabe des ursprünglich deutsch, ungarisch, französisch, englisch und italienisch geschriebenen Tagebuches des Grafen Waldstein. Das Geleitwort des geschichtlichen Dokuments stammt von Prof. Julius Szekfi.

**UNGARN IM DONAURAUM.** Mit einer Einleitung von dem kön. ung. Ministerpräsidenten Nikolaus von Kállay herausgegeben von Stefan Gál. Danubia-Verlag, Budapest—Leipzig, 1943. (Ungarn-Bücherei Bd. I.) 160 S. Mit zahlreichen Kartenbeilagen.

Der stattliche Band gibt ein umfassendes Bild über die Bedeutung Ungarns vor allem in Wirtschaft und Verkehrs-wesen des Donaupraumes, erhellt aber darüber hinaus auch die allgemeine Stellung Ungarns in Europa. Die einleitende Studie des Ministerpräsidenten Nikolaus von Kállay zeigt in überzeugender Weise den getreuen Dienst des Ungartums an der europäischen Gemeinschaft auf. Das Ungartum mußte Europäer bleiben —

heißt es in dieser Studie —, denn »es entdeckte, daß es umso ungarischer ist, je europäischer es wird«. Die einzelnen Beiträge des Bandes sind Arbeiten bester Fachmänner. Dionys von Jánossy behandelt das Problem des ungarischen Lebensraumes, Gyula László zeichnet auf Grund neuester archäologischer Forschungen die eurasischen Handelsstraßen im Donaubecken zur Zeit der Völkerwanderung; Elemér von Ujpétery deckt die Grundzüge der Geopolitik des Donau-Balkan-Raumes auf, Emmerich von Suhay weist auf die strategische Bedeutung der Donau hin. Eine Reihe von Aufsätzen erörtern Verkehrsfragen: Paul von Algyay behandelt die Stellung des ungarischen Verkehrswesens im neuen Europa, Rudolf Ruisz legt auf Grund statistischer Tabellen überzeugend dar, daß Ungarn geradezu als Rangierbahnhof Südosteuropas betrachtet werden kann. Drei Aufsätze des Bandes untersuchen den Wasserverkehr Ungarns von verschiedenen Gesichtspunkten aus: Alexander Rohringer weist auf den zu erwartenden Einfluß des teils noch im Aufbau begriffenen deutschen Wasserstraßennetzes auf die ungarische Wirtschaft hin, Alexander Borotvás-Nagy gedenkt des Volkswirten Gregor von Berzeviczy, der bereits um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ein großzügiges osteuropäisches Kanalsystem plante, Géza von Szurovy behandelt die Entstehung des Seehafens in Budapest und würdigt die Bedeutung der Hauptstadt für den ungarischen Seeverkehr. Besondere Aufmerksamkeit verdient seinem Thema nach der Beitrag von Karl Keresztes, der mit Recht betont, daß Budapest bald zu den wichtigsten Knotenpunkten des eurasischen Luftverkehrsnetzes gehören wird. Die drei letzten Studien des Bandes leiten von Teilproblemen zu allgemeinen Fragen der Wirtschaftspolitik und Staatsführung über: vitéz Theo Surányi-Unger behandelt Ungarns Wirtschaftsgeltung im Südosten, Wilhelm von Ziegler deckt in geistvoller Weise die Entwicklungsüberschneidungen auf, die sich in der Geschichte des Donaupraumes zeigen, Alexander Sipos erörtert schließlich die aus der ungarischen Staatsidee sich ergebende Deutung des Begriffes »Lebensraum«.

## INHALT DES MÄRZHEFTES 1943.

DAS EUROPABEWUSSTSEIN DER UNGARN. Von <i>Josef Deér</i> . . . .	129
CÄCILIE von TORMAY, DIE GRÜNDERIN DES NATIONALEN VERBANDES UNGARISCHER FRAUEN. Von <i>Sára Stolpa</i> . .	143
EWIGE BRIEFE ALS DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUN- GEN III. Von <i>Theodor Thienemann</i> . . . . .	151
DIE GESCHICHTLICHE SENDUNG DER UNGARISCHEN HANDWERKERSCHAFT. Von <i>Rudolf von Kovalóczy</i> . . . .	155
DIE UNGARISCHE GRAPHIK UND IHRE DEUTSCHEN BEZIE- HUNGEN. Von <i>Ervin Tóth</i> . . . . .	158
DIE BALLADE DES GOLDWÄSCHERS. Gedicht von <i>Ludwig Áprily</i> , übersetzt von Elsa Reitter Podhradzsky † . . . . .	164
DIE SCHLANGE. Roman von <i>Ladislaus Cs. Szabó</i> . (Schluß) . . . .	165
BÜCHERSCHAU . . . . .	174

### MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. *Josef Deér*, o. ö. Professor für ungarische Geschichte an der Technischen und Wirtschaftlichen Universität in Budapest, Direktor des Institutes für Ungarische Geschichtsforschung.
- Sára Stolpa*, geschäftsführende Präsidentin des Nationalen Verbandes Ungarischer Frauen.
- Dr. *Theodor Thienemann*, o. ö. Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Peter Pázmány-Universität in Budapest.
- Dr. *Rudolf von Kovalóczy*, Direktor der Landeszentrale der Gewerbetreibenden.
- Dr. *Ervin Tóth*, Gymnasiallehrer und Kunstschriftsteller.

### UNSERE DICHTER:

- Ludwig Áprily*, siebenbürgisch-ungarischer Lyriker.
- Ladislaus Cs. Szabó*, Direktor des ungarischen Rundfunks, Erzähler und Publizist.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

430791. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

UNGARN IM DONAURAUM

Mit einer Einleitung vom kgl. ung. Ministerpräsidenten *Nikolaus von Kállay*  
Herausgegeben von *Stefan Gál*

UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—1914

Von *Árpád Markó*

SIEBENBÜRGEN, EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdódi*, Einleitung von *László Cs. Szabó*

SIEBENBÜRGENS VOLKSTUM

Herausgegeben von Prof. *Elemér Mályusz*

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*

SIEBENBÜRGEN IN DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN

Von *Georg Rácz*

DIE KLEINE ENTENTE

Von Prof. *Jenő Horváth*

MICHAEL FAZEKAS: DER GÄNSE-HIAS

Übersetzt von *Árpád Guillaume* — Mit einer Einleitung von *Gyula Illyés*  
Mit Zeichnungen von *Desider Fáy*

In Vorbereitung:

UNGARISCHE SOLDATENBRIEFE

UNGARISCHE STÄDTEBILDER

DAS UNGARISCHE VOLK IN DER UNGARISCHEN LITERATUR

UNGARISCHE KULTUR IM LEBEN DER NACHBARVÖLKER

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG